

S. 4

Sexuelle Belästigung

«Da gits de witus schlimmeri
Gschichte am Spital»

S. 9

Kulinarisches

How to Falafel

S. 13

Wirtschaftslehre

There Is an Alternative

S. 16

Abtreibung

Regeln oder geregelt werden

S. 22

Start-Up

Von der Schnapsidee zur
Kollektivgemeinschaft

S. 24

England

Good morning, love!

S. 26

Im Gespräch mit

Sexualbegleiter John

S. 34

SUB-Seiten:

Ein Flug über die
Stipendienlandschaft

S. 37

VdS-Seiten:

Wildnis, ein Spaziergang?



**A KICK
WHEN YOU
NEED IT**



**100% NATURAL
COLD-BREW MATE**



Editorial

Liebe Freund*innen des beharrlichen Rucksackkopftaschenüberfüllens

Die neunundzwanzigste Ausgabe der studizytig schlägt wieder Wellen – und das liegt nicht nur an eurem regendurchlässigen Briefkasten. Wir blicken zurück auf tiefschürfende Erlebnisse in Form hochgestochener Lyrik in unseren «Sommermomenten», wir berichten über Praktika im Medizinstudium und die üblen Erfahrungen, die Studierende dort zu oft machen. Heiterer war die Suche nach dem besten Essen im Taschen- und Fladenbrot in Bern. Wo ihr hingehen und worauf ihr achten müsst, wird im zweiten Artikel gekonnt falafelaboriert. Wie an der Uni Bern Wirtschaft gelehrt wird, kommt ebenfalls in die Kritik, eine Summer School zeigt Alternativen auf. Feminismus und Marx finden Platz und wir heraus, warum der Imperativ «rethink economics» durchaus seine Daseinsberechtigung hat. Mit grossen Fragen geht es weiter: Abtreiben, oder nicht – das ist fraglos eine schwerwiegende Entscheidung. Von alten, neuen und neuen, aber alt wirkenden Gesetzen, Menschenbildern und Meinungen, von Menschen mit und ohne Gebärmütter, erzählt ein kunstvoller wie bitterer Essay. Nicht bitter, dafür scharf und süss ist ein neuer Ingwerschnaps aus Zürich, der den Schweizer Markt erobern will. Weniger teuer soll er sein, vielleicht gibt es ihn schon bald im Kornhauskeller zu probieren – und wer den kennt, weiss, dass dort Geld gespart wird – also rein in die Anzughose! Wir hören vom Austauschsemester in England, wo mit liebevollen Bezeichnungen für Mitmenschen geradezu um sich geworfen wird und erfahren viel über die unterschiedlichen Verhältnisse von Ausdruck und Intimität, je nach Sprache. Und auch im letzten unserer Artikel bleibt dieses Verhältnis Thema. Die Berufsbezeichnung des Sexualbegleiters ist nämlich, zumindest für manche, nicht aussagekräftig genug. Wie er mit den oft nicht offensichtlichen Bedürfnissen von Beeinträchtigten nach Nähe und Zuneigung umgeht und von einigen Problemstellungen, die ihm im Berufsalltag begegnen, erzählt uns John im Interview.

Lasst den Herbst nicht zu nahe an euch ran und eure Herzen von Lektüre erwärmen,

eure bsz-Redaktion

«Da gits de witus schlimmeri Gschichte am Spital»

Text: Annina Burgherr
Illustrationen: Lisa Linder

Was passiert, wenn man sich als Praktikant*in im Spital plötzlich mit sexueller Belästigung konfrontiert sieht und wohin kann man sich wenden? Wir haben bei der Universität und den externen Spitälern näher nachgefragt und fanden (die) Lücken im System, schöpfen aber auch Hoffnung.

Stell dir mal vor: Du bist neue mitarbeitende Person in einem Grossbetrieb und kennst bis jetzt noch niemanden. Du bist stark abhängig von deinen neuen Vorgesetzten. Du wirst praktisch dazu instruiert, als deren Schatten zu agieren. Dein Lohn ist die Erfahrung, die du sammelst – du bist also dankbar für jede Person, die sich genügend für dich interessiert, um dir entweder Aufträge zu geben oder dir etwas zu erklären. Das ist eine Situation, wie sie viele Studierende auf ihrem Weg zur Assistenzärztin oder zum Assistenzarzt erleben. Als Praktikant*innen sind sie strukturell bedingt in einer besonders verletzlichen Position. Eine wiederkehrende Thematik ist in diesem Zusammenhang die sexuelle Belästigung.

Eine studierende Person nimmt uns durch ihre Gedanken. Sie trifft am ersten Tag des Block-

praktikums eine Person, die schon länger hier arbeitet, in der Hierarchie weit oben steht und mit den Abläufen und Strukturen bestens vertraut ist. Sie lernt viel von dieser Person, sie lässt sie mitarbeiten und überträgt Verantwortung auf die studierende Person. Doch nach der Hälfte der Woche verändert sich etwas. Vermehrt fallen Kommentare über ihre Figur, sie wird mit Patient*innen verglichen und nach ihrem Beziehungsstatus gefragt. Mit der Zeit nehmen diese Vorfälle zu und die Bezugsperson ruft immer wieder mit dem Diensttelefon an.

Vermehrt fallen Kommentare über ihre Figur, sie wird mit Patient*innen verglichen und nach ihrem Beziehungsstatus gefragt.

All diese Erlebnisse wurden von Studierenden in Gesprächen mit der bsz geschildert. Sprüche über die Figur, BMI-Vergleiche mit Patient*innen, wiederkehrende Nachrichten über

Soziale Medien, unangenehme und ungewollte Berührungen, anzügliche Kommentare und ungewollte Einladungen zum Essen oder einer gemeinsamen Nacht im Personalzimmer – die Erzählungen über sexuelle Belästigung während des Praktikums sind vielfältig. Und betroffen sind auch Männer. Auf Nachfrage der bsz berichteten auch viele Studenten von übergriffigem Verhalten und unangenehmen Sprüchen. Zugleich schwiegen sie jedoch vermehrt über die genauen Vorfälle und gaben auch häufiger an, Übergriffe nicht gemeldet zu haben, obwohl sie diese ganz klar als sexuelle Belästigung einstufen.

Ebenso real wie diese Schilderungen ist die Zwickmühle, in der sich die Betroffenen in der Folge befinden: Man lernt viel von Belästigenden und manchmal kann man es sich trotzdem vor-

stellen im jeweiligen Spital einmal zu arbeiten, weil einem die sonstigen Strukturen gefallen. Die Lage kann sich ins unerträglich steigern. Vier Wochen mögen zwar kurz erscheinen, aber ganze 200h lang voller Unbehagen sind dann doch einiges an Lebenszeit.

Haben Betroffene eine Wahl?
Welche Handlungsoptionen haben die Betroffenen in solchen Fällen? Sich an den Direktor des Betriebs wenden, den sie nur flüchtig kennen? Für viele ist das keine Option – mit grosser Wahrscheinlichkeit wurde die Bezugsperson von diesem Direktor eingestellt. Neutrale Schlichtungsstellen oder spezifische Anlaufstellen für sexuelle Belästigungen sind zwar vorhanden. Viele Betroffene haben jedoch Angst davor, durch die Meldung die Anonymität zu verlieren oder sie bezweifeln, überhaupt in nützlicher Frist eine Antwort zu erhalten. Zu-

Sensibilisierung im Studienplan

Das medizinische Dekanat hat vor zwei Jahren Strukturen geschaffen, um sexuelle Übergriffe erstmals numerisch zu erfassen und betroffenen Studierenden konkrete Hilfe anzubieten. An sämtliche Lehrspitäler wurde eine Anfrage bezüglich deren Anlaufstellen für sexuelle Belästigungen und sexuellen Missbrauch gesendet. Svea Lehmann, Gleichstellungskordinatorin des Dekanats der medizinischen Fakultät meinte hierzu: «Die Antworten fielen sehr positiv aus und die Spitäler konnten diverse Angebote diesbezüglich vorweisen». Die daraus resultierenden Ansprechpersonen und Meldestellen wurden in einem PDF-Dokument zusammengefasst und auf Ilias den Studierenden zur Verfügung gestellt. Als zweite Massnahme wurde auch noch eine Vorlesung zum Thema «Info Blockpraktikum / Sexuelle Belästigung im Blockpraktikum» auf den Jahresplan des 4. Studienjahres gesetzt. Genauer betrachtet wird das Thema der sexuellen Belästigung schlussendlich aber nur in den letzten zehn Minuten der 45-minütigen Vorlesung aufgegriffen. Svea Lehmann wird dabei durch Ursina Anderegg, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Gesamtuniversitären Abteilung für Chancengleichheit, verstärkt. Was vor allem aus diesen zehn Minuten hervorgeht: Sämtliche Spitäler und Universitäten unterstehen einer Pflicht, ihre Angestellten zu schützen. Dies kann unter anderem durch präventive Massnahmen und Informationen sowie die Erstellung von Anlaufstellen erfolgen. Konkret besteht für die gesamte Institution eine Handlungspflicht, die sich auch über ihre sämtlichen Mitarbeitenden erstreckt. Egal ob etwas bei einer offiziellen Anlaufstelle gemeldet wird, oder einem*einer Professor*in des Vertrauens erzählt wird. «Grundsätzlich sind auch alle Führungspersonen und Dozierenden in einer Handlungspflicht – wenn ihnen etwas gemeldet wird, müssen sie aktiv werden», so Anderegg. «Aktiv» heisse in diesem Fall, entsprechende Meldestellen mit einzubeziehen und über die Universität nächste Schritte zu erwägen, stets in Rücksprache mit und mit dem Einverständnis der betroffenen Person.

Die Einführung dieses Kurzabrissses in einer Vorlesung wird von vielen Studierenden dankbar angenommen und es wird begrüsst, dass das Thema im Kurrikulum Platz findet. Zugleich fühlt es sich aber auch so an, als ob dem Thema nicht ausreichend Platz eingeräumt würde und das Ganze eher einer «Alibiübung» gleichkommt. Die beiden Referentinnen widmen sich ohne Zweifel passioniert der Thematik, aber die



stellen im jeweiligen Spital einmal zu arbeiten, weil einem die sonstigen Strukturen gefallen. Die Lage kann sich ins unerträglich steigern. Vier Wochen mögen zwar kurz erscheinen, aber ganze 200h lang voller Unbehagen sind dann doch einiges an Lebenszeit.

Haben Betroffene eine Wahl?
Welche Handlungsoptionen haben die Betroffenen in solchen Fällen? Sich an den Direktor des Betriebs wenden, den sie nur flüchtig kennen? Für viele ist das keine Option – mit grosser Wahrscheinlichkeit wurde die Bezugsperson von diesem Direktor eingestellt. Neutrale Schlichtungsstellen oder spezifische Anlaufstellen für sexuelle Belästigungen sind zwar vorhanden. Viele Betroffene haben jedoch Angst davor, durch die Meldung die Anonymität zu verlieren oder sie bezweifeln, überhaupt in nützlicher Frist eine Antwort zu erhalten. Zu-

letzt bleibt nur noch die Option, eine E-Mail an die zuständige universitäre Stelle zu senden. Rechtlich kann diese aber nichts machen, trotz ihrer Schutzpflicht. Gegen die externen Lehrbetriebe hat die Universität keine Handhabe. Deshalb verweist die zuständige Stelle in der Praxis jeweils an den Lehrbetrieb, wie Betroffene berichten. Diese Option haben sie ja aber zuvor schon ausgeschlossen.

Viele verbleiben also in dieser Situation, versuchen anderen Personen nachzulaufen, lernen weniger, und werden durch das unangenehme Gefühl verfolgt. Von aussen gesehen waren alle Optionen offen. Doch hat sich das wirklich wie eine Wahl angefühlt? Es mag zwar erscheinen, als ob das Angebot des Betriebes und die umgesetzten Massnahmen fortschrittlich sind für das Arbeitsfeld, aber haben diese schlussendlich ihren Zweck so erfüllt, wie sie das sollten?

Schaffung eines Raumes durch die medizinische Fakultät für solche Alltagsrelevanten und hochsensiblen Themen fällt – wie auch bei Themen wie Umgang mit Tod, Umgang mit der eigenen mentalen Gesundheit oder einer gesunden Work-Life-Balance – aus studentischer Perspektive, eher spärlich aus.

Die Mahnung zur Unterlassung von Falschmeldungen und zur klaren Abgrenzung in der Situation erscheinen unsensibel und deplatziert in diesem Sensibilisierungsblock. Darüber hinaus enthielten die Antwort-Mails der universitären Stellen dieselbe Ermahnung, nachdem Vorfälle gemeldet wurden. Die Angst, selbst etwas gemacht zu haben, das den Übergriff provoziert oder zumindest nicht verhindert hat, ist oft sowieso schon gross. Von aussen erneut erinnert zu werden, dass man sich abgrenzen sollte, kann diese Unsicherheiten verstärken. Dazu kommt, dass diese Abgrenzung in realen Situationen nicht immer ganz so einfach ist: Als Praktikant*in einer Person in Leitungsposition entgegenzutreten erfordert enorm viel Mut und kann auch in weiteren negativen Auswirkungen für die Studierenden resultieren.

Auf der Website des medizinischen Dekanats finden sich gleich sieben Personen, denen man solche Vorfälle potenziell

Als Praktikant*in einer Person in Leitungsposition entgegenzutreten erfordert enorm viel Mut.

melden kann. Sie kommen aus unterschiedlichen Bereichen, wie z. B. aus der Dekanatsleitung, der Innerfakultären Kommission für Gleichstellung oder aus der Praktikalkoordination, darunter sind sowohl Dozierende als auch Studierende. Eine solche Diversität war für die Gleichstellungskommission wichtig: «Jede Per-

son soll möglichst persönlich eine Ansprechperson aussuchen können, damit es leichter fällt. Es muss unbedingt gut zugängliche Anlaufstellen geben, die transparent für alle sind», sagt Svea Lehmann. Seit dem 11. April dieses Jahres sind neu PDF-Dokumente mit den Algorithmen aufgeschaltet, mit denen Studierende die exakten Abläufe auch bereits vor einer Meldung ganz genau nachvollziehen können. Dies mag zwar eine gute Lösung für die Universität sein, doch in den externen Spitälern bleiben die Praktikant*innen den Strukturen und Abläufen der externen Meldestellen unterstellt. Ein PDF-Dokument mit E-Mail-Adressen und Namen allein schafft dort noch keine Klarheit.

Wer ist zuständig?

Damit das Problem richtig angegangen werden kann, ist die systematische Erfassung der Fälle von sexueller Belästigung und Missbrauch zentral. Im Rahmen der allmonatlichen Online-evaluationen werden den Studierenden dabei Fragen gestellt wie: Haben Sie sich in Ihrem Blockpraktikum in irgendeiner Weise sexuell belästigt gefühlt? Oder: Kennen Sie das Vorgehen im Falle einer sexuellen Belästigung in den Blockpraktika?

Inwieweit die resultierenden Daten anonymisiert werden

und ob die Informationen mit den restlichen Antworten des vorhergehenden Fragebogens ausgewertet werden, ist unklar. Oftmals gibt es pro Krankenhaus pro Monat und Fach lediglich ein bis zwei, bis maximal zehn Studierende, die dort ein Praktikum absolvieren. Eine gemeinsame Auswertung im Rahmen des Fragebogens



würde folglich eine Rückverfolgung der Einzelpersonen leicht ermöglichen.

Das Dekanat ist allerdings soweit zufrieden mit der Neueinführung: «Aktuell ist unser Angebot gut und die Kontrollinstrumente sind intakt. Die Fallzahlen sind uns nun jeweils bekannt», so Peter Frey, Leiter des Studiendekanats der medizinischen Fakultät. Ob die anonymisierten Umfragen tatsächlich das adäquate Mittel der Wahl zu Erfassung der Fälle darstellen, bleibt dahingestellt: Privat vertrauen sich Studierende gegenseitig immer wieder an, dass sie Fälle eindeutiger sexueller Belästigung dennoch nicht im Umfragesystem gemeldet haben, geschweige denn in den Kliniken. Auf Anfrage seien im vergange-

nen Jahr 2021, dem ersten Jahr der Erhebungen, vier Fälle in rund 1'800 Praktika im Feedbackbogen gemeldet worden. Davon sei kein Einziger dem Dekanat direkt gemeldet worden und zwei betroffene Studierende gaben an, die Vorkommnisse direkt mit den Spitälern geklärt zu haben, so Frey. Die anderen zwei wurden – soweit die Umfrage vermuten lässt – nie geklärt oder rückverfolgt.

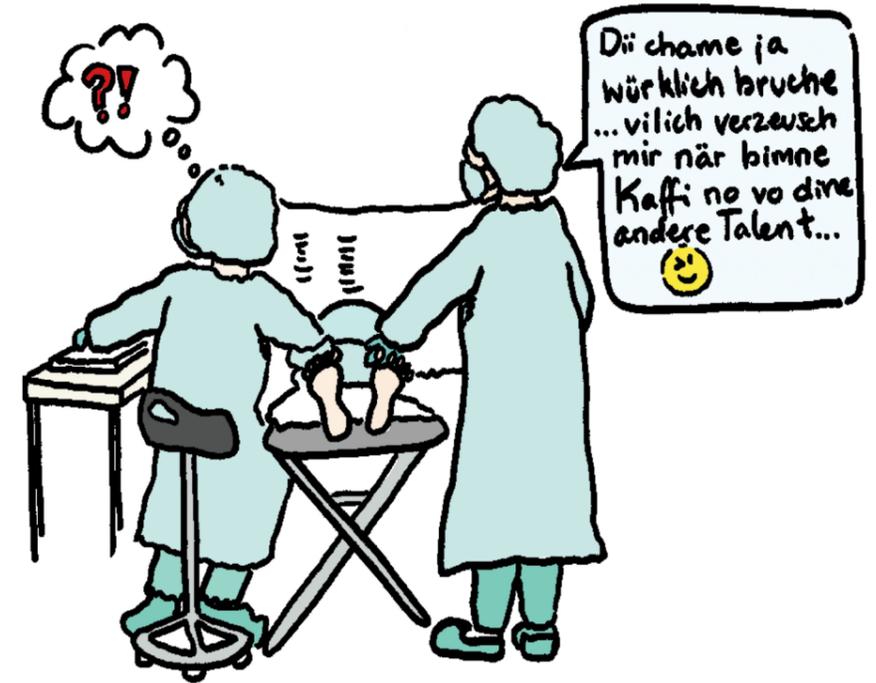
Was dabei leicht vergessen wird: Hinter diesen Zahlen stecken Einzelschicksale und die Realität funktioniert nicht immer exakt so, wie die Algorithmen. Dazu kommen noch die Vielen, die ihre Vorfälle nicht melden können oder auch nicht melden wollen. Auf Anfrage an das Inselelspital bezüglich ihrem Prozedere

erhalten wir folgende Antwort: «Für die Beratung von Studierenden der Medizin ohne Anstellung im Inselelspital ist die Beratungsstelle der Berner Hochschule als externe Anlaufstelle definiert. An diese Stelle würden wir Studierende verweisen, sollten sie sich bei uns melden.» Die Anlaufstellen des Inselelspitals erkennen also keine Zuständigkeit für Studierende ihrerseits. Darauf angesprochen meint Peter Frey, dass durchaus noch Redebedarf herrsche, aber dass bisher weder gemeinsamen Gespräche mit dem Inselelspital geführt wurden noch in Zukunft vorgesehen seien. Wie dies in anderen Spitälern aussieht, bleibt unklar und die Kommissionen der Universität haben keine Möglichkeiten, Vorschriften zu definieren. Die zusätzliche Meldung beim Dekanat soll lediglich



Privat vertrauen sich Studierende gegenseitig immer wieder an, dass sie Fälle eindeutiger sexueller Belästigung nicht im Umfragesystem gemeldet haben.

erhalten wir folgende Antwort: «Für die Beratung von Studierenden der Medizin ohne Anstellung im Inselelspital ist die Beratungsstelle der Berner Hochschule als externe Anlaufstelle definiert. An diese Stelle würden wir Studierende verweisen, sollten sie sich bei uns melden.» Die Anlaufstellen des Inselelspitals erkennen also keine Zuständigkeit für Studierende ihrerseits. Darauf angesprochen meint Peter Frey, dass durchaus noch Redebedarf herrsche, aber dass bisher weder gemeinsamen Gespräche mit dem Inselelspital geführt wurden noch in Zukunft vorgesehen seien. Wie dies in anderen Spitälern aussieht, bleibt unklar und die Kommissionen der Universität haben keine Möglichkeiten, Vorschriften zu definieren. Die zusätzliche Meldung beim Dekanat soll lediglich



ein gewisses «Kontroll-Tool» darstellen, um problematische Spitälern erfassen und von den Praktikumsplätzen entfernen zu können. Es sei aber jeweils abhängig von den Fachbereichen, ob Alternativspitälern vorhanden sind. Die Fakultät ist nicht am längeren Hebel. Die Universität mag zwar die Spitälern für die Aufnahme von Studierenden bezahlen und langfristig werden die Spitälern um gut ausgebildeten Nachwuchs froh sein. Kurzfristig ist es aber die Universität, welche Zugeständnisse machen muss, um ausreichend Spitälern mobilisieren zu können. Es bleibt fraglich, ob überhaupt die Möglichkeit besteht, Kliniken auszuschliessen und dennoch ausreichend Praktikumsplätze in bestimmten Fachgebieten anbieten zu können.

Einige Wochen nach unserem ersten Austausch lieferte das Inselelspital noch ein weiteres Statement über ihre Rechtsabteilung nach: Studierende dürfen sich doch bei den Meldestellen des Inselelspitals melden, dennoch empfehle das Spital, Fälle zunächst der medizinischen Fakultät zu melden. Dieses Beispiel zeigt auf, dass entscheidende Player – in diesem Falle die Perso-

nen, welche die Beratungsstelle führen – auch auf ihre Zuständigkeitsbereiche sensibilisiert sein müssen, um ein funktionierendes System zu erschaffen.

Luft nach oben

Obwohl es noch viel zu verbessern gilt, ist zumindest der zunehmend geführte Diskurs eine willkommene Entwicklung. Dem Thema kommt mehr Aufmerksamkeit zu, die Sensibilisierung findet statt – Schritt für Schritt. Und tatsächlich wurden in diesem Jahr bereits in der ersten Hälfte zehn Fälle in rund 1'200 Praktika gemeldet. Das sind mehr als doppelt so viele wie noch vor einem Jahr in einer deutlich tieferen Anzahl Praktika. Diese Entwicklungen sieht auch Ursina Anderegg: «Ich denke das hängt damit zusammen, dass sexuelle Belästigungen auch gesamtgesellschaftlich ein Thema sind. Das heisst auch, dass sich unsere Institutionen wieder mehr mit diesem Thema beschäftigen mussten und Massnahmen ergriffen wurden.»

Die Anlaufstellen und die Konzepte der Universität existieren schon lange, es sei jedoch in den letzten Jahren vermehrt aufgefallen, wie wenig diese effektiv genutzt werden. Das heisst aber

nicht, dass keine Vorfälle passieren würden. «Es ist unwahrscheinlich, dass an der gesamten Universität Bern nur so wenig Fälle pro Jahr passieren wie gemeldet werden», meint Ursina Anderegg dazu. Das werfe die Frage auf: Können Studierende diese Probleme direkt in den Situationen lösen fehlt ihnen die Unterstützung oder wissen sie nicht, wohin sie sich wenden können? «Neben konkreten Angeboten braucht es auch einen Kulturwandel», so Ursina Anderegg weiter.

Übergriffiges Verhalten wird je nach Rangordnung praktisch ohne grosse soziale Gegenwehr toleriert oder zumindest wird nichts unternommen, um aktiv gegen dieses vorzugehen. Hier könnte man ansetzen. Zum anderen wäre da noch die Prävention: Der

Die Fakultät ist nicht am längeren Hebel.

Thematik wird zwar bereits im Studium Aufmerksamkeit gewidmet, jedoch fehlt es oft an Ressourcen. Trotzdem zeigen sich die beiden Frauen der Gleichstellungskommission optimistisch: «Klar wünscht man sich immer, dass sich alles viel schneller verändern würde. Aber ich habe das Gefühl, dass wir in eine gute Richtung steuern», meint Lehmann. Die vermehrte Sichtbarkeit und der offenere Diskurs über sexuelle Belästigungen in den Praktika schenkt Hoffnung, wirft aber dennoch die Frage auf, wieso wir nicht noch viel mehr investieren, damit solche Vorfälle idealerweise gar nicht erst passieren und vor allem nicht anschliessend von System und Betriebskultur toleriert werden. Die Luft nach oben, für die Gesellschaft als Ganzes, bleibt. ♦

How to Falafel

Text und Bild: Mara Hofer



Abbildung eines perfekt pralinierten Falafels

**BÜHNEN BERN
SCHAUSPIEL**

**HUNGER.
EIN FELDVERSUCH**

Ein Theaterprojekt zum Thema
Welthunger von Gernot Grunewald
und Ensemble



Ab
14.10.22
Vidmar 1



Mit LEGI 50%
im VVK & Last-
Minute-Tix 15.-

Du bist neu nach Bern gezogen und beginnst hier dein Studium? Deinen Stundenplan hast du nun einigermaßen im Griff, aber während der Mittagspause weisst du einfach nicht wohin mit dir? Dann kommt dir dieser Artikel vermutlich ganz gelegen.

Durch unglaublich seriöse investigativjournalistische Recherarbeiten hat die Redaktion der bärner studizytig nun endlich herausgefunden, wo du in Uninähe den besten Falafel findest und wie sich die verschiedenen Loka-

le, die diese Leckerheit anbieten, im Detail unterscheiden. Dabei findet sich in den Berner Takeaways eine Vielfalt von Zutaten, die die Basis ergänzen – von Zitronensaft über saure Gürkchen bis hin zu Avocadocre-

me. Wir haben uns durch das Angebot von acht Berner Falafel-Buden gefressen und schnell hat sich herausgestellt: Falafel gibt es zweierlei: Praliniert oder talerförmig. Und auch eine andere Tatsache war nach einigen Bissen klar

erkennbar: Es gibt ihn – den einen, besten Falafel. Doch bevor wir vertieft in die Materie eintauchen, muss zuallererst einmal klar werden, wovon hier genau die Rede ist. Feinschmecker*innen unter euch dürften mit diesem Schmaus – Falafel – bereits vertraut sein. Für kulinarische Noobies und in Hochachtung unserer Inklusions- und Niederschwelligkeitsrichtlinien geben wir hier doch noch einen

kurzen aufklärerischen Input. Wikipedia definiert die kleinen gold-braunen Kügelchen, die mensch mittlerweile vielerorts als Imbiss erhält - in Fladenbrot gewickelt oder in Taschenbrot gesteckt - als Gericht aus der arabischen Küche. Falafel sind frittierte Bratlinge aus zerkleinerten Bohnen oder Kichererbsen, Kräutern und Gewürzen. Meist wird die Masse ergänzt durch fein gehackte Zwiebeln, Knoblauch, Koriander

und Petersilie. Der Teig wird geknetet und anschliessend in kleinen Portionen frittiert, wobei die Grösse der Bällchen variiert. Ergänzt wird das Ganze oft mit Tahina (Sesammas) oder Hummus (Kichererbsenmus). Die Bällchen werden in den lokalen Imbiss-Buden meist zusammen mit Sauce, Salat und Gemüse in ein Fladenbrot gerollt und sind als Takeaway-Snack mittlerweile sehr beliebt.



Schön verpackte und getoastete Exemplare aus dem Mimo



Bestechungsversuch im Mannan's

Über den Mittag stehen verschiedenste Menschen Schlange, um sich eine in Alufolie gewickelte Rolle zu schnappen. Da trifft Studi auf Geschäftsfrau auf Sekretär auf Velokurierin. Wir starten in der Altstadt, in der Postgasse genauer gesagt, wo sich das Mimo befindet, ein kleiner Laden, der schon auf den ersten Blick sympathisch aussieht. Hier gibts den Falafel praliniert – was so viel heisst wie: eindeutig nicht tiefgefroren, sondern selbstgemacht und wohlgeformt, gold-braun und aussen knackig, innen cremig-saftig, nicht total fein pü-

riert, sondern noch ein bisschen körnig. Dazu cremiger Hummus, Essiggürkli und eingelegte süsslich-saure Zwiebeln, pink gefärbt. Eingewickelt in knuspriges Brot, statt in Alu von einer Art Backpapier umfasst (besser abwickelbar) und noch nachgetoastet. CHF 11.- für den Spass. 1 A. Ein bisschen abgelegen, dafür aber ideal für einen Abendspaziergang der Aare entlang nach einem langen Unitag. Zudem kann mensch sich dort eine Stempelkarte schnappen und gemütlich am kleinen Tisch vor dem Eingang snacken.

Falafel sind frittierte Bratlinge aus zerkleinerten Bohnen oder Kichererbsen, Kräutern und Gewürzen.

Dann touren wir weiter richtung Uni. Das Boomerang's befindet sich vis à vis vom Proger, einem physischen Auffangbecken für allerlei Kulturaktivitäten. In dieses Lokal wackeln samstags und sonntags in der Früh die letzten noch stehenden Ausgänger*innen, um sich den alkoholübersäuerten Bauch mit von Sauce triefendem Fastfood zu füllen. In dem Laden wird gehustlet, dort geht's hektisch zu und her. Für CHF 12.50 gibts hier tiefgekühlte Talerfalafel und Pommes obendrauf. Den kleinen See aus Sauce, der auf dem Tisch zurückgeblieben ist, nachdem wir uns dort verpflegt hatten, konnten wir zum Glück mit den vielen Servietten, die uns (vorausschauenderweise) mitgegeben worden waren, wieder wegputzen – die Hände allerdings blieben klebrig. Keine Empfehlung.

Schliesslich machen wir einen kurzen Abstecher in die Lorraine, wo sich das King's Kebab befindet. Ganz in der Nähe der Bärner Brocki, die es als Neuankömmling hier auch abzuchecken gilt! Auch dort gibts eindeutig

tiefgekühlten Talerfalafel und die üblichen Verdächtigen dazu: Salat, Zwiebeln, Karotten, Rotkohl und Sauce deiner Wahl. Nebst den Klassikern Cocktail und Yoghurt kann mensch auch Ketchup oder Senf draufschmieren. «Mit allem? Scharf?», so die Standardfragen. Keine Special-Addings. Kosten: CHF 10.-, Punkte: 6 von 10. Wir ziehen weiter an den Bubenberglplatz. Populärer Standort, hier kennt der Verkäufer die Kund*innenschaft, grüsst vorbeilaufende Menschen und tauscht sogar mit dem Fahrer eines Autos, das an der nahen Ampel hält, einige Worte aus. Weniger spannend als die rege Betriebsamkeit ist der in Alufolie gewickelte Happen. Hier hat die Schwerkraft zu stark auf das Objekt der Begierde eingewirkt und die ersten Funde von Yoghurt-Sauce finden sich leider erst zum Schluss. Da hilft auch die extra gepresste Zitrone nicht, die unter ihresgleichen auf der Ablage ausgestellt

war und fürs Topping zu Saft verarbeitet wurde. Tiefgekühlt und linkszentriert sind die Falafelta-ler, womit wir bei einem der wichtigsten Kriterien für die Falafel-Zubereitung angelangt wären: Die proportionale Verteilung und Positionierung im Gesamtwerk. Naja.

Eine Busstation mit der 20ger Linie den Hügel rauf befindet sich in Fahrtrichtung links – direkt neben der UniS – die Pittaria, das luxuriöseste Lokal unserer Liste, das sich dem Falafel-Business verschieben hat. Neben perfekt pralinierten Falafeln und ausgewählten Getränken findet mensch dort auch schöne Sitzgelegenheiten, doch die horrenden Preise (CHF 14.- pro Falafel) schrecken ab. Dafür gibts als Extra Chutney und Hummus mit einem kleinen Teich aus Öl. We like but cannot afford.

Direkt gegenüber an derselben Strasse befindet sich das Lokal Engel. Dort kriegt mensch

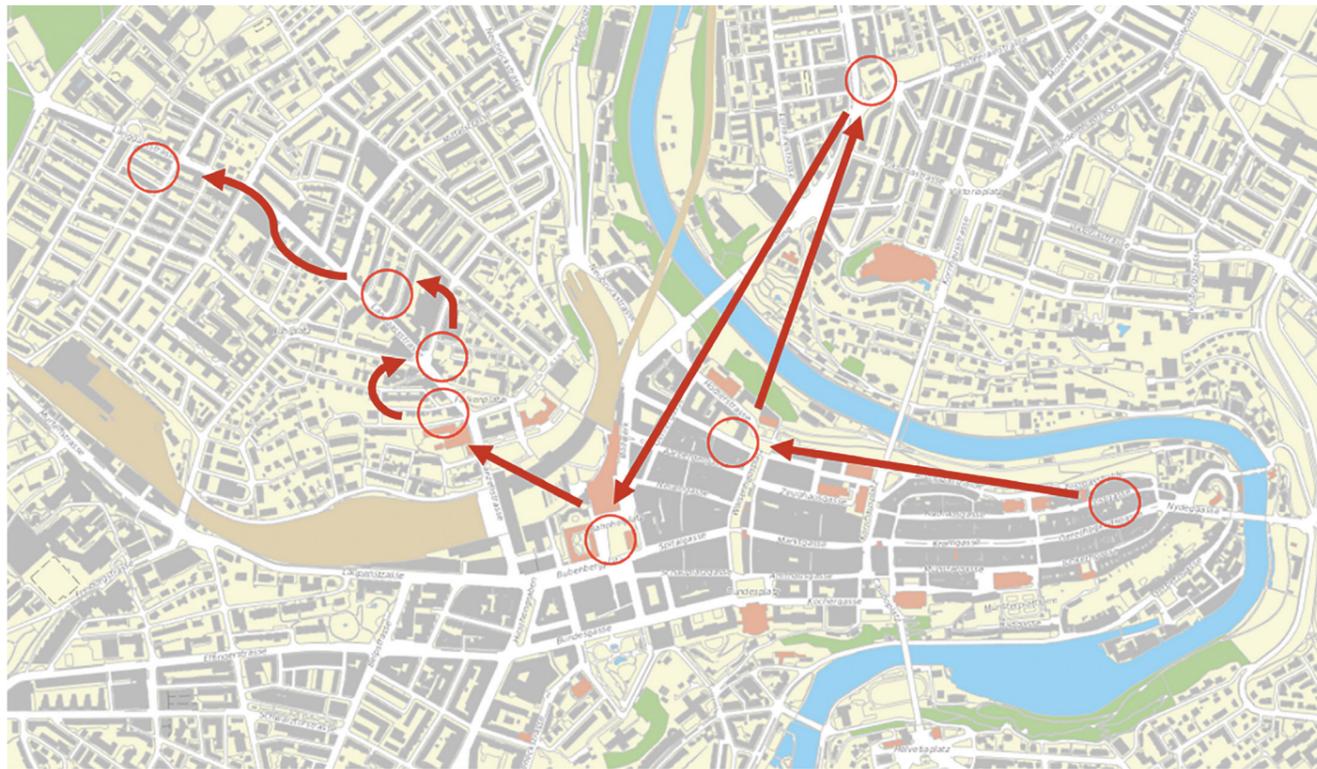
Eines der wichtigsten Kriterien für die Falafel-Zubereitung: Die proportionale Verteilung und Positionierung im Gesamtwerk.

die Verpflegung liebevoll in weisse Folie eingewickelt und mit Alu umfasst, was die Konsumation um einiges erleichtert. Die Falafel, gelb-gold und relativ gross, sind aussenrum mit kleinen Sesam-Samen bestückt und überzeugen definitiv – die einzigartige Sesamsauce erst recht. Etwas trocken, aber für CHF 10.- durchaus preiswert, and made with love equivalent to time. Leistung: Sehr gut!

Als nächstes laufen wir der Länggasse entlang weiter gerade aus und landen bei einem weiteren Restaurant: das Arkadas Belenkaya. Dort treffen wir auf ein umstrittenes Nahrungsmittel: Avocado. Zu Creme verarbeitet und in Kombination mit Büchsenmais und Chiliblocken gleichmässig unter die restlichen Zutaten gemischt. Normale Falafel gibts dort auch günstiger, wir bezahlten



Beispiel der tiefgefrorenen Talerfalafel



Unsere Tour von der Altstadt bis zur Uni

für die Sonderversion CHF 14.- und waren nicht unzufrieden. 9 von 10 Punkten, unter Berücksichtigung eines Klimasünden-Abzuges.

Immer noch der Länggasse entlang geht's weiter Richtung vonRoll. Wir lassen das Hauptgebäude und die UniS hinter uns, passieren das Unitobler-Gelände und wechseln die Strassenseite. Ein Imbiss-Laden ist in Sicht, doch Achtung. Böse Zungen behaupten, hier kriegt mensch nichts als Bauchschmerzen. Der Laden wurde vorausschauend von der Liste gestrichen, denn die bsz will ihre Mitglieder nebst prekären Arbeitsbedingungen nicht noch mehr gefährden. Und bekanntlich ist ja selbst Kritik noch Promo. Wir ziehen also weiter bis zum Mannan's. Dort werden wir herzlich empfangen und gar mit einem bestecherischen Gratis-Snack aus der Küche verführt, was hier natürlich aus Transparenzgründen nicht unerwähnt bleiben darf. Wir legen euch also ans Herz, diese Empfehlung zwar schon ernst, aber auch «with a grain of salt» zu taken. Gewürzt mit frischer Minze und Petersilie, gespickt mit schwarzem Sesam, grosse beige-gelbe Falafel-Pralinen und für CHF 9.- das Stück durchaus ein guter Fang. Teller leer, Bäuche voll. Status: zufrieden.

Abschliessend lässt sich sagen: Genug ist genug – und das war mehr als genug. Bevor wir uns alle für die Behandlung einer Falafel-Überdosis einschreiben, testen wir unsere eigene kulinarische Versiertheit und stellen fest: home-made food is still the best! ♦

Durch unglaublich seriöse investigativ-journalistische Recherchearbeit hat die bärner studizytig nun endlich herausgefunden, wo du in Uninähe den besten Falafel findest.



Das moderne Abendmahl

There Is an Alternative

Text: Elisabeth Gisler
Bilder: Summer School

An den Universitäten kaum unterrichtet, aber vielleicht Lösungen bietend, die die Welt verändern könnten: Wer mehr über Plurale Ökonomik wissen will, konnte dieses Jahr wieder eine Sommerschule besuchen. Der Erfahrungsbericht einer neoklassisch geschädigten Studentin.

Die Plurale Ökonomik hat zum Ziel, dass nicht nur neoklassische Wirtschaftstheorie, sondern auch andere Theorien, wie zum Beispiel die ökologische, die feministische oder marxistische Theorie an den Universitäten unterrichtet werden. Das ist dringend nötig, denn wie wir spätestens seit der Finanzkrise 2007/08 wissen und wie uns die Klimakrise oder ganz aktuell auch die Turbulenzen an den Strommärkten immer deutlicher vor Augen führen, hält die neoklassische Wirtschaftstheorie mit ihrer Maxime des freien Marktes und schlanken Staates auf viele brennende Fragen keine Antworten bereit. Die Wirtschaft könnte von mehr Theorien- und Methodenvielfalt in der Lehre also nur profitieren.

Trotzdem wird zumindest an der Uni Bern die neoklassische Theorie – und nur diese – weiterhin unbeirrt und unkritisch unterrichtet. Den Studierenden wird beispielsweise im Einführungssemester allen Ernstes erzählt, dass Mindestlöhne einen Eingriff in den Preismechanismus darstellen und deshalb immer tunlichst zu vermeiden seien. Als gute Studentin, die an die Uni gekommen ist, um zu hinterfragen und um später mit ihrer Ausbildung tat-

sächlich etwas zum Gemeinwohl beitragen zu können, reicht mir eine so einseitige Lesart des ökonomischen Systems aber nicht. Und so habe ich mich schon vor Ostern für die Summer School der Pluralen Ökonomik angemeldet – und würde es gleich wieder tun.

Zusammensetzung und Aufbau

Ein Grossteil der sechzig Teilnehmenden waren Wirtschaftsstudierende, über alle universitären Stufen hinweg von Bachelor bis und mit PhD. Daneben waren aber auch weitere Studienrichtungen vertreten, von Anthropologie über Architektur bis hin zu Betriebswirtschaft. Geeint hat uns der Eindruck, dass das jetzige Wirtschaftssystem grosse Mängel aufweist sowie die Hoffnung, dass es jenseits der neoklassischen Theorie andere Wirtschaftstheorien gibt, die holistischere Ansätze und nachhaltigere Lösungen für aktuelle Probleme liefern.

Unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Unter anderem erhielten wir eine Einführung in die verschiedenen wirtschaftlichen Denkschulen, ebenso wie in die Geschichte des wirtschaftlichen Denkens und in

die Methoden der Wirtschaftslehre. Am Dienstag und Mittwoch folgten diesen Basis-kursen verschiedene Workshops.

Partizipativ lernen

Im ersten Workshop, den ich besuchte, behandelten wir Ansätze der marxistisch-ökologischen Theorie. Diese Theorie kann vor allem bei der Analyse von Umweltproblemen im Produktionsprozess hilfreich sein. Denn die marxistisch-ökologische Theorie fokussiert sich auf Fragen, woher Ressourcen kommen und unter welchen Bedingungen sie zu Besitz werden und in den Produktionsprozess gelangen. Das steht in starkem Gegensatz zur neoklassischen Theorie, in der die Ressourcen für die Produktionsfunktion als gegeben vorausgesetzt werden.

Obwohl ich und einige Teilnehmende zu Beginn kaum etwas über die marxistisch-ökologische Theorie wussten (wie auch, wenn einem die Uni kaum Zeit für eigene Recherchen lässt und selbst diese Theorien nie auch nur im Ansatz streift), fühlte ich mich bei meinem Wissenstand abgeholt und wohl genug, um bei Unklarheiten Fragen zu stellen und eigene Ideen zu teilen. Dieser partizipative, kollaborative Lernprozess, bei dem man gemeinsam neues Wissen erarbeitet, war für mich ein ganz besonderes Erlebnis und steht in besonderem Kontrast zum Lernen an der Uni, wo ich manchmal lieber schweige, um nicht aufzufallen und es in Diskussionen allzu oft von vornherein richtige und falsche Ideen und Meinungen gibt (insbesondere am Wirtschaftsdepartement wo nahezu alle Ideen, die den freien Markt behindern, besser nicht weitergedacht werden sollen.)

Im Einführungssemester wird erzählt, dass Mindestlöhne einen Eingriff in den Preismechanismus darstellen und deshalb immer tunlichst zu vermeiden seien.



Dank gemeinsamem Kochen, Pingpongstunden und angeregten Diskussionen

Wert und Besitzansprüche

Der zweite Workshop wurde von einer PhD-Studentin geleitet, die zusammen mit ihrer Professorin und der Weltbank eine Studie zum Gender-Wealth-Gap in Tansania geschrieben hat. Nachdem wir kurz in die Problematik des Gender-Wealth-Gap eingeführt wurden, hat mir dieser Workshop vor allem Einblick in die «echte» Forschungstätigkeit gegeben und aufgezeigt, wie schwer Eigentum messbar, und wie wichtig diese Frage aber für eine feministische Wirtschaftstheorie ist. Verfolgt man sie, stellen sich Fragen wie: Wie viel Wert hat ein Gegenstand oder ein Stück Land? Wem glaubt man, wenn zwei Personen dem gleichen Objekt unterschiedliche Werte geben? Und wer ist Besitzer*in, wenn etwas von mehreren Personen genutzt wird und beide Besitzansprüche erheben? Diese etwas theoretisch anmutenden Fragen haben durchaus praktische Relevanz. Je nach Messung ist der Wealth-Gap unterschiedlich und es werden andere politische Massnahmen ergriffen.

Kritisch hinterfragt

Am Nachmittag folgten jeweils zwei weitere Unterrichtsblöcke, die gefüllt waren mit spannenden Diskussionen: Bietet die Uni Raum, das Gelernte kritisch zu hinterfragen? Besteht überhaupt ein Bedürfnis dazu? Und wie kommt es, dass von den USA über Europa bis nach China alle Studierenden dieselben Lehrbücher lesen müssen und wie haben

Ökonomie und Prof. Irmi Seidl und Prof. Julia Steinberger zu ökologischer Ökonomie. Dr. Johanna Herrigel zeigte in ihrem Vortrag auf, wie Erkenntnisse aus beiden Theorien im Kontext einer nachhaltigen Landwirtschaft angewendet werden können und PhD-Kandidat Florian Rommel erzählte davon, wie er eine plurale Ökonomik Universität (Cusanus Universität) gegründet hat.

sche Publikum noch bekannter gemacht werden könnte. Ein Beispiel ist das Projekt «Bye bye TINA («There is no Alternative», für alle, die wie ich bei TINA zuerst an die Sängerin denken). Das Projekt möchte zeigen, dass es sehr wohl viele umsetzbare Ideen für eine bessere Wirtschaft gibt, die einfach zu wenig öffentliche Aufmerksamkeit bekommen. Andere möchten sich dafür einsetzen,

*Wie viel Wert hat ein Gegenstand oder ein Stück Land? Wer ist Besitzer*in, wenn etwas von mehreren Personen genutzt wird und beide Besitzansprüche erheben?*

die Theorien, die darin zu finden sind, ihren Weg in besagte Lehrbücher gefunden? Ausserdem hatten die Organisator*innen bekannte Gastdozentinnen eingeladen: Prof. Mascha Madörin und Prof. Alyssa Schneebaum referierten zu feministischer

Weiterdenken

Die beiden letzten Tage waren grösstenteils dafür reserviert, eigene Projektideen zu finden und daran zu feilen, wie die Plurale Ökonomik unter anderen Studierenden, aber auch unter einem breiteren, nicht-akademi-

zen, dass Schülerinnen und Schüler bereits im Gymnasium oder in der Oberstufe zum ersten Mal mit pluraler Ökonomik in Berührung kommen. Und schliesslich haben motivierte Menschen zusammengefunden, die neue Plurale-Ökonomik Studierendenvereine an

«Wie kommt es, dass von den USA über Europa bis nach China alle Studierenden dieselben Lehrbücher lesen müssen?»

ihren Universitäten gründen wollen. Zu diesen gehöre auch ich: Zwar besteht an der Uni Bern bereits ein Rethink-Economics Verein, aber es gibt noch viel zu tun. Deshalb setzen wir uns mit «Rethink Economics Bern» nun dafür ein, dass es möglichst bald eine Einführungsvorlesung zur pluralen Ökonomie geben wird und möchten bis dahin Workshops und Vortragsreihen organisieren.

Alles in allem war die Summer School für mich eine sehr inspirierende und motivie-

rende Erfahrung. Im Austausch mit Gleichgesinnten habe ich gemerkt, dass nicht nur ich so meine Probleme mit der neoklassischen Theorie habe. Ich kann sie also allen empfehlen, die sich für eine Wirtschaft interessieren, über die man nichts in den Mainstream-Zeitungen und Lehrbüchern lesen kann. Und wenn man keinen Wirtschaftshintergrund hat, ist das nicht schlimm. Im Gegenteil – der Wirtschaftslehre würde es guttun, zwischendurch über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. ♦



Die Summer School fand oberhalb Interlakens mit Sicht auf Berge und See statt.

Dein Netzwerk für heute und übermorgen.

Berna Bernensis öffnet dir Türen, die andere nicht mal kennen!



Besuche unseren nächsten Anlass. Als Gast ist für dich alles **kostenlos.**

Pfefferbummel Führung durch den Bernapark Deisswil mit Verwaltungsrat Dr. Heinz Hofmann

Samstag, 22. Oktober 2022

Treffpunkt:
RBS Bahnhof Bern (Treffpunkt) um 12.50 Uhr
Abfahrt um 13.00 Uhr mit der S7 (Richtung Worb) bis Deisswil

Ablauf:
Führung durch Bernapark Kegeln und/oder Jassen im Restaurant Ziegelhüsi
Gemeinsames Essen (Wildmenu)



Infos und Anmeldung:
1881.ch/anmeldung

Regeln oder geregelt werden

Text: Laura-Marie Godel
Illustrationen: Lisa Linder

Würdest du abtreiben, wenn du auf einmal ungewollt schwanger wärst? Und wer bestimmt, ob dir diese Frage überlassen ist? Abtreibungsaktivist*innen und -gegner*innen greifen die Thematik aus verschiedenen Blickwinkeln mit hitziger Überzeugung auf und eine junge Frau teilt ihre eigene Story.

Ein Mensausfall, möglicherweise ein paar weitere Anzeichen und dann... ein positiver Schwangerschaftstest. Was für einige einen grossen Glücksmoment bedeutet, heisst für andere das Wahrwerden einer ihrer grössten Befürchtungen. Letzteres war die Situation der zwanzigjährigen Bernerin Louisa*. Vor sechs Monaten stand sie mit einem solchen Test in der Hand in ihrem Badezimmer, erschüttert über ihre Situation und ein schummriges Gefühl im Bauch gegenüber dem, was sie jetzt erwartete.

In der Schweiz gilt seit März 2001 die Fristenlösung, die einen straffreien Schwangerschaftsabbruch bis zur zwölften Woche erlaubt. Laut Bundesamt für Statistik entschieden sich im Jahre 2021 sechs von tausend Frauen für einen Schwangerschaftsabbruch. Dies ist im internationalen Vergleich ziemlich tief. Davon betroffen sind in der Schweiz aber immerhin ca. zehntausend Frauen jährlich und die Frage, ob man sich für oder gegen eine Schwangerschaft entscheiden würde, haben sich die meisten Frauen schon mindestens einmal gestellt (BFS 2022).

Termin steht fest

Als Louisa merkte, dass sie schwanger war, machte sie sofort einen Termin mit ihrer Frauenärztin ab und wurde bei einem Beratungsgespräch über die verschiedenen Handlungsmöglichkeiten informiert. «Für mich war die Entscheidung von Anfang an eindeutig; ich konnte und wollte zu dem Zeitpunkt kein Kind bekommen. Ich fühlte mich auf allen Ebenen – körperlich, emotional, wie auch finanziell – überhaupt nicht ready und wusste, es würde nicht gut kommen, wenn ich die Schwangerschaft jetzt austragen würde», erzählt Louisa. Somit vereinbarte sie nach einigem Hin und Her einen Termin im Lindenhofspital, um den medikamentösen Schwangerschaftsabbruch zu initiieren. Sie erhielt grosse Unterstützung

Ich fühlte mich überhaupt nicht ready und wusste, es würde nicht gut kommen.

von ihren Eltern, ihren Freund*innen und ihrem Freund und trotzdem berichtet sie, dass der Schwangerschaftsabbruch ein psychisch und physisch schwieriger Prozess war. Einerseits waren da diese neuen Unterleibsschmerzen und eine höhere emotionale Vulnerabilität, die sie verspürte, andererseits gab es immer wieder unsensible Bemerkungen von Bekannten, mit denen sie nicht gerechnet hatte. Trotz allem wiederholt Louisa, dass dieser Entscheid der Beste war, den sie in der Situation hätte treffen können.

Verbotenes Abbrechen

Diese Möglichkeit ist längst nicht überall selbstverständlich. Am 24. Juni 2022 hat das höchste US-Bundesgericht das nationale

Recht auf Abtreibung abgeschafft, was in einigen Staaten voraussichtlich zu Abtreibungsverboten oder zu Einschränkungen führen wird. Laut dem internationalen «Center for Reproductive Rights» sind in den meisten europäischen Ländern Schwangerschaftsabbrüche in den ersten Wochen bis Monaten der Schwangerschaft legal und zugänglich. Spätabbrüche sind unter gewissen medizinischen Umständen meist ebenfalls möglich. Aber in Ländern wie Liechtenstein, Malta, Monaco und San Marino gelten noch heute hoch-restriktive Abtreibungsgesetze. Vor zwei Jahren wurde auch in Polen ein komplettes Abtreibungsverbot gesetzt, worauf lauter Protest von polnischen Aktivist*innen sowie internationalen Unterstützer*innen entflammte.

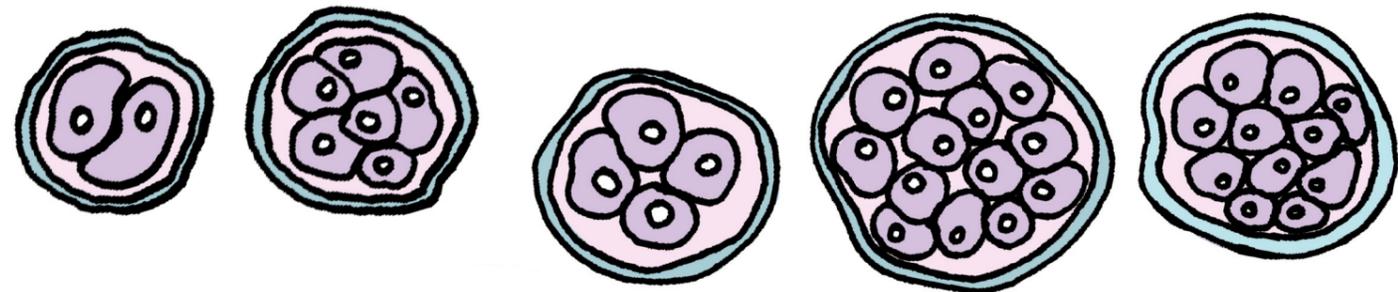
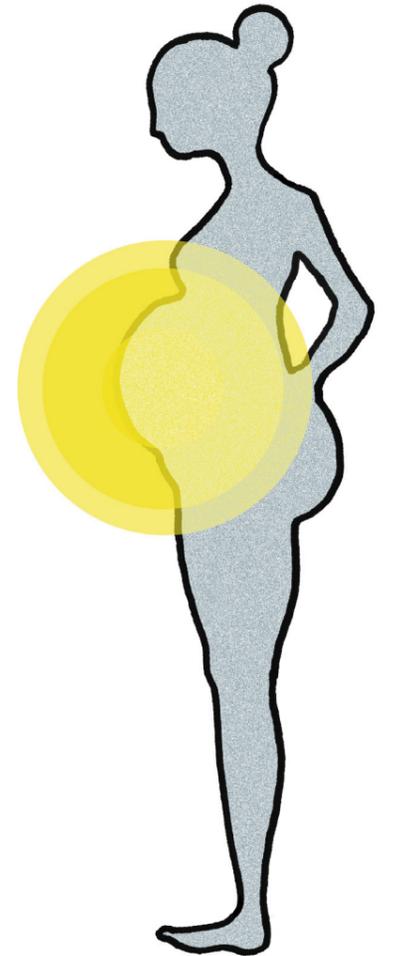
Ob Abbruch oder nicht, die Gesellschaft wird zur solidarischen Veränderung aufgefordert.

Das Recht auf eine selbstbestimmte Entscheidung in der Schweiz sei, laut SP-Grossrätin Meret Schindler, auch mit der Fristenlösung noch lange nicht ausreichend gesichert. «Immer wieder müssen wir über dieses grundlegende Recht abstimmen. In meiner Lebensspanne von knapp 36 Jahren gab es dazu bereits vier Abstimmungen», kritisiert sie in einem Interview. Für sie ist klar, dass die Rechte und Bedürfnisse der schwangeren Person den ganzen Prozess hindurch im Vordergrund stehen sollten. Gegenüber dazu beziehen sich die Argumente von Abtreibungsgegner*innen überwiegend auf die Rechte des neuen Lebens. «Schliesslich sind es die körperlichen und psychischen Ressourcen der Frau, die während der Schwangerschaft gebraucht werden und damit sollte auch sie die Entscheidung treffen, ob sie dazu im Stande ist oder nicht», meint Schindler.

Initiative ergriffen

Aktuell bestehen einige Initiativen zur Erschwerung von Schwangerschaftsabbrüchen in der Schweiz. Eine davon ist die «Einmal-darüber-schlafen»-Initiative der SVP, nach der Ärztinnen und Ärzte ihren schwangeren Patient*innen mindestens einen Tag Bedenkzeit nach dem Beratungsgespräch geben müssten. Dies soll als Hürde für ungewollt schwangere Personen agieren, welche einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen möchten, indem dieser Prozess um einen Schritt verlängert wird. Initiativen wie diese, werden in der Schweiz von einer sehr aktiven Pro-Life-Bewegung unterstützt und gefördert. Die Bewegung hat einen christlich geprägten Hintergrund, versucht aber vermehrt aus säkula-

rer statt biblischer Sicht gegen Abtreibung zu argumentieren. Beispielsweise wird betont, dass nicht nur die Bibel, sondern auch die Wissenschaft bezeugt, dass ein menschliches Leben bei der Befruchtung der Eizelle anfängt. Demnach bestünde kein Grund, weshalb dem Kind nicht schon von diesem Zeitpunkt an dasselbe Recht auf Leben wie allen anderen zustehen sollte. Die grösste Schweizer Pro-Life Aktion ist der jährliche «Marsch fürs Läbe». «Dieser Marsch», so die neue Geschäftsleiterin Monika Hoffmann, «dient als Sammelzentrum für Menschen, die sich für die Sache engagieren und die durch den Marsch ein Zeichen für das Leben setzen wollen. Wir als Organisation sowie unsere Trägervereine setzen uns für einen unbedingten Lebensschutz ein, von Anfang an». In anderen Worten: dass Abtreibungen in unserer Gesellschaft immer seltener, bis gar nicht mehr geschehen sollten.



Moral statt Biologie

Nur wie begründet man solch eine schwarz-weiss Definition vom Mensch-Sein oder Mensch-werden? Als sei das Menschwerden ein augenblickliches Geschehnis und nicht ein hochkomplexer, langfristiger Prozess. Wie zuvor erwähnt, wird in Pro-Life Kreisen oft argumentiert, dass die Wissenschaft auf ihrer Seite stehe und dass das Leben biologisch gesehen eindeutig zu diesem Zeitpunkt beginnt. Aber können biologische Beobachtungen jemals vorgeben, was moralisches Handeln in einer Situation bedeutet? Sie geben uns Auskunft über die Struktur und den Bestand der Materie, also in diesem Fall des Körpers. Bei der Frage aber, wann ein Mensch mit allem was dazu gehört, beginnt, da sind wir als Gesellschaft auf uns gestellt. Es wird von uns ein ausdifferenzierter Moraldiskurs

unserer Lage dem Kind nicht das hätten geben können, was es gebraucht hätte. Und dass es wirklich der beste Entscheid für alle Betroffenen gewesen ist». Louisa erzählt von dem Moment, in dem das ganze Physische vorbei war und sie eine nie zuvor erfahrene Erleichterung verspürte. Fast am wichtigsten ist für sie rückblickend die Tatsache, dass sie diesen bedeutenden Entscheid komplett selbstbestimmt treffen konnte.

Aufruf zum Wandel

Bei der Frage, was sich Monika Hoffmann und Meret Schindler für schwangere Personen wünschen würden, kam von Seiten der Abtreibungsbefürworterin sowie der Abtreibungsgegnerin auf unterschiedliche Weise der Anstoss, dass diese Personen kräftiger von der Gesellschaft getragen werden sollten.

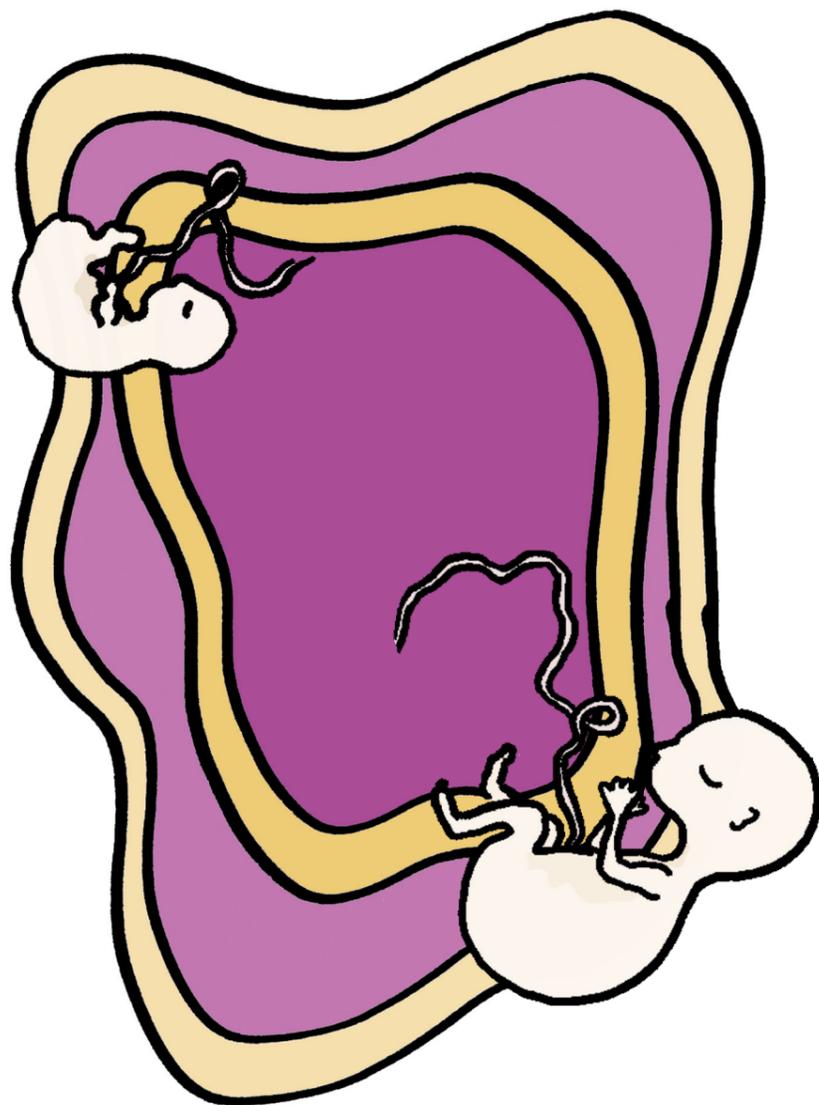
Monika Hoffmann meint, dass weniger Druck auf Frauen gemacht werden sollte und auf die verschiedenen Unterstützungsmöglichkeiten hingewiesen werden sollte, sodass sie sich nicht zu einem Abbruch gezwungen fühlen. Schindler betont, dass, wenn man sich tatsächlich um das Wohl des Kindes kümmert, man sich für eine anständige Elternzeit sowie für bessere Renten einsetzen müsste. Dies gilt vor allem für Mütter, da sie demographisch am stärksten unter Altersarmut leiden. Ob Abbruch oder nicht, die Gesellschaft wird zur Veränderung aufgefordert. Zu einem Wandel hin zu mehr Solidarität und Unterstützung für schwangere Personen und dass ihre Entscheidung für oder gegen einen Abbruch immerhin nicht aus finanziellem oder sozialem Druck getroffen werden müssen, sondern aus selbstbestimmter Überzeugung. ♦



Können biologische Beobachtungen jemals vorgeben, wie moralisch zu handeln ist?

gefordert, bei dem wir kollektiv aushandeln müssen, ab welchem Punkt die Rechte eines neu geformten Lebens oder eben Zellhaufens, über den Bedürfnissen einer Mutter stehen sollten. Dabei dürfen wir uns nicht in der Theorie verlieren, sondern sollten uns konstant den realen Auswirkungen dieses Diskurses auf die Betroffenen bewusst sein.

Die Option, sich für einen Abbruch zu entscheiden, hatte einen ausschlaggebenden Effekt auf Louisas Lebensentwicklung. Sie schildert: «Seit dem Abbruch habe ich so vieles unternommen und erlebt, was mit einem Kind im Arm niemals möglich gewesen wäre oder zumindest nicht in dem Ausmass. Auch wenn mich das Ganze Ereignis im Nachhinein manchmal noch emotional mitnimmt, spüre ich nach wie vor, dass ich und mein Freund



HAUPTSTADT

Neuer Berner Journalismus

Jetzt Abo lösen



Werde Hauptstädter*in und stärke Medienvielfalt, Debatte und Demokratie. Du erhältst Reportagen, Interviews und dreimal pro Woche einen Mail-Newsletter. Er sagt dir, was in, um und für Bern wichtig ist.

hauptstadt.be

Der Sommer ist dann düster,
wenn sich seine
Endlichkeit
bemerken macht.
Vielleicht hilft uns
Alkohol durch die
dunklen Monate.
Oder die
studizytig.



«Ich bin mit Brüdern
aufgewachsen», höre ich
aus meinem Mund kommen.
...ob sie mich vielleicht
mehr respektieren würden,
wenn ich mich ihnen
entgegensetzen würde -und
doch traue ich mich nicht.



«Und ich nick und
schluck runter und denk
mir nur so: Das wird
wohl einer dieser
Momente, einer der mir
bleibt.»



Später,
als die Sonne wieder
schrie,
trockneten
Skelette aus Plastik in
den Bäumen,



Damit die Lüftung ihren
Job machen könnte,
wünsche ich mir den
Herbst schon fast herbei.



Seminyak, Bali

Wenn ein Stück abbricht,
würde ich es auffangen
und weiter oben wieder
aufs Eis legen.



Khao Sok, Thailand

Internationalität in Corona-
zeiten spielt sich vor allem
vor dem Bildschirm ab.
Wenigstens steht der Bildschirm
vorübergehend in Como. Ein Versuch,
Auslandstudium und Sommervibes
trotzdem zu fühlen.

Gefahren lauern
überall, auch im Sommer
und auf unschuldigen
Museumsvorplätzen.
Die Geschichte einer
Schürfwunde.

Grüüesli
us Bärn



Min Schlüssel kratzt im
Schloss und es hallt in
i de wohnig verflüst de
Ton i de Wand



Lu versetzt die Spieler*innen in eine Situation, die sie bewältigen müssen.



Schmerzlich schön
zeigt sich,
weshalb wir im Sommer
niemand sein möchten.
Bitter, süß und sauer.



FOR
A BOOK
LOVER

Von der Schnapsidee zur Kollektiv-gemeinschaft

Text: Lisa Linder
Illustrationen: Lisa Linder

Drei Studierende der ETH Zürich suchen ihren Ausgleich zum Studium nicht im Unisport, sondern nehmen sich der Kreation einer «Ingwerer»-Alternative an. Schnell wird ihnen klar - die eigene WG-Küche ist nicht genug.

Er ist gelb, matt und undurchsichtig, fruchtig und scharf im Abgang. Der Ingwerlikör «Orsini» ist eine neue Alternative zu dem weit verbreiteten «Ingwerer» und unter anderen in der Asino Bar beim Zytglogge geniessbar. «Orsini soll geshotet werden, gemixt. Er soll warm oder kalt getrunken werden, mit Eis oder ohne. Und das alles, ohne bei jedem Schluck die Franken zu zählen!», so steht es auf der Webseite der «Orsini»-Crew. Das Projekt von drei ETH Studierenden steckt noch in seinen Anfängen, nimmt aber an Fahrt auf und wird mittlerweile auch schon von Gastrolieferanten angeboten, die in die ganze Schweiz liefern. Doch wie anspruchsvoll ist es wirklich, einen neuen Likör auf den Markt zu bringen? Gerade weil doch der etablierte «Ing-

werer»-Shot von Peppe-GmbH in der Berner Ausgangs- und Barszene das must have Absackerli ist. Welche Chancen sehen die Gründer*innen von «Orsini» für ihren neuen Marktkandidaten? Und wird das Studi-Projekt auch nach dem ETH-Diplom eine Ambition bleiben oder ist es eben doch bloss eine Schnapsidee, die mit dem Studienabschluss in den Hintergrund rücken wird?

Erschwinglicher Ingwerschnaps

Das Geheimrezept für eine neue knallig gelbe Variante von alkoholisiertem Ingwer ist das Projekt von Lukas, Sophia und Oliver, drei Freund*innen, denen der steigende Preis des «Ingwerer»-Schnaps' nicht mehr gerechtfertigt erschien, die das scharfe Vergnügen aber nicht

missen wollten. «Guter Ingwerschnaps sollte für Studierende genauso erschwinglich sein und so hatten wir kurzerhand entschieden, einen eigenen Likör auf den Markt zu bringen», so der «Orsini»-Mitgründer Lukas Walker. Angefangen habe das Ganze als Projekt in der Gross-WG-Küche des Studierendenhauses «Orsini», daher der Name der Marke. Er und Oliver hätten Nächte lang

Ingwer geschält und mit Zitronen eingekocht. Anfangs war es lediglich ein Geschenk an Freund*innen und Familie, doch die beiden tüftelten immer weiter an der richtigen Schärfe, an der Siedezeit, an den richtigen Mengen an Zucker und Alkohol, bis sie schliesslich mit dem Geschmack komplett zufrieden waren. Neben seinem Informatikstudium an der ETH hat Lukas



lange in einer Bar in Zürich gearbeitet und regelmässig «Ingwerer» ausgeschenkt und auch gekostet. Die Flasche «Ingwerer» kostet mittlerweile 50.- Franken, was sich gerade Studierende kaum leisten können. Da der Likör an sich aber eigentlich etwas richtig Gutes wäre, meinte Lukas: Na los, das schaffen wir auch selbst, wenn nicht besser! Beim alljährlichen WG-Hausfest wurde auch Sophia Skorik auf das Ingwergemisch der beiden aufmerksam. Sie begeisterte sich ebenfalls für die Herausforderung und gestaltete kurzerhand das Etikett mit der Illustration des WG-Hauses. Weder Oliver noch Sophia hatten, abgesehen von durchgefeierten Tanznächten an der Langstrasse, bis dahin viel mit Alkohol(re)produktion am Hut.

Vertrieb im Rucksack

Es sei eine spannende Herausforderung gewesen das Rezept skalierbar zu machen, so dass es schliesslich aus der WG-Küche in die Grossproduktion verlagert werden konnte. Mittlerweile ist «Orsini» in verschiedenen Bars in Zürich (unter anderen Gerold Chuchi und Safari Bar), mit der Asino Bar auch einer Bar in Bern und mit Le Métropole in Montreux erhältlich. Der Vertrieb der Flaschen geschah bis vor kurzem noch per Velo und mit dem Rucksack. So kam es schonmal vor, dass Lukas oder Sophia vollbepackt mit Flaschen nach Montreux reisten, um ihr flüssiges Glück zu verteilen. Dabei sei es aber sehr schwierig mit den richtigen Leuten in Kontakt zu kommen, weil sich die Gastroszene sehr schnell verändern würde und da keines der drei Gründungsmitglieder aus Zürich stamme, müssten alle Kontakte neu geknüpft werden, so Sophia. Es sei sehr schwer gewesen, Getränkeliieferanten zu finden, die bereit waren, den «Orsini» in ihr Sortiment aufzunehmen. Besonders, weil das Getränk mit einem Preis von 26.40 Franken pro Flasche fast zu verdächtig preisgünstig schien. Lukas ist aber überzeugt, dass es möglich und nur fair ist, einen Ingwerlikör zu produzieren, der preiswert und gut ist. Die «Orsini»-Crew strebe nicht hauptsächlich danach, Gewinne zu erzielen, sondern wolle lediglich ihre Unkosten zu decken. Was sie abzweigen, fliesse direkt in die Weiterentwicklung des «Orsini». Es sei ein Herzensprojekt, aus Spass an der Herausforderung und an gutem Likör. Aktuell verkaufen die drei Gründer*innen das Getränk an Gastrobetriebe und über den Verteiler Intercomestibles, der Einzige, der ihnen das Vertrauen schenkte, und erst seit kurzem auch online über yourbarmate.ch.

Von der WG in die Brauerei

Die WG-Brauerei sei zunehmend an

ihre Grenzen gestossen. Der erste Verkauf im November 2021 – noch im sehr kleinen Rahmen – war ein Motivationsschub für die «Orsini»-Crew. Im Mai 2022, nach ca. fünf Monaten des Tüftelns, wurde die Produktion des «Orsini» von der Hausfabrik an eine professionelle Brauerei übergeben. Das erarbeitete Rezept mit Bio-Ingwer, Zitronen und Kurkuma wurde nun auf die Grossproduktion ausgelegt. Nach Angaben der Webseite lief «Orsini» anfänglich unter dem wohlklingenden



«Der Preis pro Flasche war vielen fast zu verdächtig günstig.»

Label «handgemacht». Doch mittlerweile mussten die Produzent*innen sich eingestehen, dass dieses Gütesiegel für das Prinzip einer tiefen und verkaufbaren Preisleistung nicht aufrechterhalten werden kann. Dies im Unterschied zu der Berner – «Ingwerer»-Produktion der Peppe GmbH, die gerade diese Eigenheit auf ihrer Webseite doppelt unterstreicht. Spürbar wird dies auch im Preis. Für «Orsini» sei es nie zentral gewesen, mit dem



Oliver, Sophia und Lukas (v.l.n.r.)

Aushängeschild «handgemacht» zu punkten. Es habe viele Ungenauigkeiten und Schwankungen bei der Herstellung zur Folge gehabt, so Lukas. Auch die Bio-Zertifizierung bleibe wohl noch länger aus, auch wenn die «Orsini»-Gründer*innen so weit als möglich lokale und biologische Produkte verwenden wollen. Hier fehlen die finanziellen Ressourcen.

Zukunftspläne

So wie die Produktion werden auch die Ferienpläne der drei Gründer*innen nicht mehr dem Zufall überlassen. Sie sprechen mittlerweile immer ab, wer vor Ort in der Schweiz als Kund*innenkontakt erreichbar sein kann, wenn die anderen in den Semesterferien mal verreisen wollen. Momentan sind die drei Studierenden auch mit dem Kornhauskeller Bern im Gespräch und setzen auf den Kund*innenkontakt bei Marktständen, wobei sie sich von der Weihnachtsmarktzeit viel versprechen. Zwar gibt es in ihrer Grösseordnung noch keine richtigen Verträge für fixe Bestellmengen und die Nachlieferungen seien vom Geschmack der Barchef*innen abhängig. Viel läuft über mündliche Komplimente und Zusicherungen, über kostenlos zugestellte Probier-Flaschen seitens der Marke und unverbindliche Ansagen bezüglich zukünftiger Bestellungen. Eine grosse Unsicherheit und doch: die drei Freund*innen arbeiten am Zusammenschluss zu einer Kollektivgesellschaft, um dem Unternehmen nun auch endlich rechtlich Hände und Füsse zu geben. Auch wenn sich der Vertrieb noch mühsam, die Preissicherheit doch eher unsicher und das freiwillige Engagement neben dem Studium sehr hoch gestalten, sind Lukas, Sophia und Oliver überzeugt, dass «Orsini» auch nach dem letzten obligaten Semester an der ETH noch als Projekt fortbestehen wird. Vielleicht wird es sogar noch mehr ins Zentrum ihrer Tätigkeiten rücken. Ob «Orsini» es im nächsten Sommer sogar auf den Gurten schafft, steht aber noch in den Sternen. ♦

Good morning, love!

Text und Bild : Noémie Jäger

Darling, dear, love - die Liste englischer «terms of endearment» ist schier unendlich, ihr Gebrauch im Vereinigten Königreich nahezu alltäglich. Nicht ganz so alltäglich ist ihr Gebrauch in der Schweiz. Ein Gedankenspaziergang.

«Good morning, love», sagte der von mir männlich gelesene junge Kassierer im Tesco eines Morgens noch etwas müde, aber freundlich lächelnd zu mir. Ich lächelte zurück und antwortete mit einem ebenfalls leicht verschlafenen «Morning». Mein feministisches Herz jedoch brannte, mein Kopf schrie: «Sexismus!». Erst nach Verlassen des Ladens wurde mir klar, weshalb ich – auch wenn bloss in meinem Kopf – so (über-)reagiert hatte und begann zu lachen. Für einen kurzen Moment schien ich vergessen zu haben, dass ich Englisch im Hauptfach studiere und mit der betreffenden linguistischen Konvention eigentlich vertraut sein sollte. Ich schien vergessen zu haben, dass ich nun in England lebte, zumindest für die nächsten sieben Monate.

Die englische Sprache kennt unzählige «terms of endearment» (dt. «Kosewörter») wie love, sweetie, darling oder dear. Gerade im Vereinigten Königreich sind solche Kosewörter ein zentraler Bestandteil alltäglicher Unterhaltungen – des alltäglichen Sprachgebrauchs. Kosewörter sind Formen der Anrede. Sie werden also gebraucht, um andere

Personen – oder auch die geliebte Nachbarkatze – anzusprechen. Kosewörter nehmen auf andere Personen Bezug, haben somit einen deiktischen Charakter und können Nähe, Intimität, Wertschätzung und Höflichkeit ausdrücken. Ausserdem können sie etwas über die Beziehung zwischen Sprecher*in und Adressat*in aussagen.

Natürlich gibt es nicht nur im Englischen, sondern auch bei uns im Schweizerdeutschen viele «terms of endearment». Neben der Sprache gibt es einen weiteren wesentlichen Unterschied zwischen englischen und schweizerdeutschen Kosewörtern: ihr Gebrauch. Wann der Gebrauch von Kosewörtern akzeptabel ist oder nicht, hängt davon ab, wer was zu wem in welchem Kontext sagt. Im Vereinigten Königreich gibt es



Mein Lebensmotto seit eh und je. Ob mir das eines Tages zum Verhängnis wird?

Mein feministisches Herz jedoch brannte, mein Kopf schrie: «Sexismus!»

Kosewörter schaffen Nähe und Intimität.



Goldenes Edinburgh. Die Stadt, die mehr als nur einen Teil meines Herzens hat.

gebraucht werden, für uns ungewohnt. Das erklärt zumindest teilweise, weshalb ich die Begrüssung des Kassierers im Tesco im ersten Moment so unangebracht, gar übergriffig fand. Für einen Moment lang hatte ich vergessen, dass ich mich in England befand und dort dementsprechend andere sprachliche Konventionen herrschten. Ich reagierte so, wie ich wohl in der Schweiz auf eine solche Begrüssung eines mir gänzlich unbekannt Menschen reagiert hätte: irritiert. Mein Hirn ordnete den

Sprechakt des Kassierers als «Catcalling» ein – nicht zuletzt aufgrund früherer Erlebnisse mit dieser Form sexueller Belästigung. Meine Reaktion zeigt, wie sehr wir gesellschaftliche und sprachliche Konventionen, teils bewusst teils unbewusst, verinnerlicht haben und Sprachen, insbesondere unsere Muttersprache(n), unsere Sicht auf die Dinge beeinflussen.

Zurück in der Schweiz vermisse ich so einiges. So auch die äusserst herzlichen britischen Anreden – mit «terms of endearment». ♦

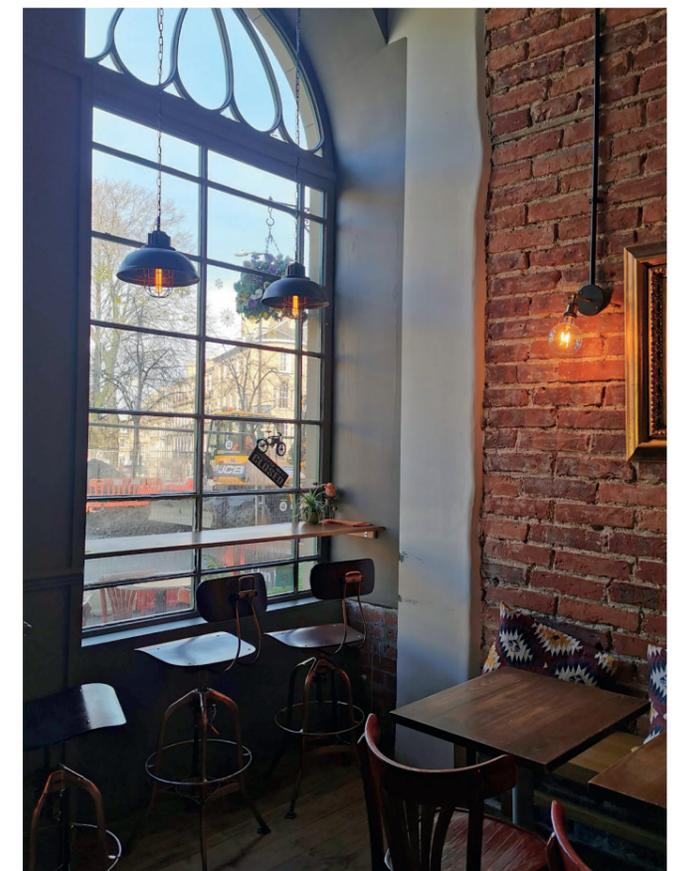
«Terms of endearment» sind Formen der Anrede.

andere gesellschaftliche und sprachliche Konventionen. So ist es dort beispielsweise nichts Besonderes, wenn ein*e Kellner*in in einem Café ihre Kund*innen mit den Worten «Hi, love» begrüsst und sich mit den Worten «Thanks, dear» bedankt – ganz im Gegenteil: Es ist völlig normal (und wie ich finde «äns härzig»).

Anders in der Schweiz. Bei uns ist es nicht üblich, fremde Menschen mit Kosewörtern anzureden. So würden die meisten wohl etwas irritiert reagieren, wenn ein*e Kellner*in sie plötzlich mit «Hoi, (du) liäbs» o.Ä. anreden würde. «Terms of endearment» sind bei uns im Allgemeinen Menschen vorbehalten, die wir

gut kennen und zu denen wir eine gute (und eher enge) Beziehung haben. Sie schaffen nämlich Nähe und Vertrautheit. In Bezug auf Menschen, die wir überhaupt nicht kennen, wollen wir diese Nähe und Intimität meist nicht; wir wollen (erstmal) eine gewisse Distanz wahren. Dies gilt insbesondere für den öffentlichen Raum, offizielle Kontexte.

Dadurch, dass wir in der Schweiz aufgrund anderer gesellschaftlicher und sprachlicher Konventionen den Gebrauch von Kosewörtern in Bezug auf uns fremde, nicht nahestehende Menschen nicht derartig kennen, ist die Art und Weise wie Kosewörter im Vereinigten Königreich



„Scottish Breakfast“ aber vegan? Kein Problem fürs ElmRow Café in Edinburgh.

«Es ist immer einfacher, davon auszugehen, dass Sexualität kein Thema ist.»

Text: Désirée Draxl und Maria Schmidlin
Bilder: Maria Schmidlin

Behinderung und Sexualität: Zwei gesellschaftliche Tabuthemen. Als Sexualbegleiter beschäftigt sich John mit beiden. Ein Gespräch über Nähe, Ohnmacht und wie man Grenzen erkennt, wenn verbale Kommunikation kaum möglich ist.

John, wie beschreibst du deine Arbeit? Ich habe den Begriff des Berührenden am liebsten. Das gefällt mir, weil die Formulierung eine Passivität ausdrückt. Der ältere Begriff ist Berührer, aber das ist so aktiv. Das ist, als würde ich hingehen und jemanden aktiv berühren. Auch den moderneren Begriff Sexualbegleiter finde ich in Ordnung, weil ich das Wort des Begleiters darin sehr passend finde. Aber dann ist halt das Wort Sexualität sehr präsent.

Stört dich das manchmal? Eine meiner Klientinnen ist 70-jährig, Tetraplegikerin mit Hirnverletzung. Sie ist gelähmt, ihre Hände sind sehr verkrampft, dort nimmt der Aspekt der Sexualität wenig Raum ein. Da passt Sexualbegleiter nicht, dort bin ich Berührender. Ich schenke ihr körperliche Nähe und menschlichen Kontakt.

Wie können wir uns das vorstellen? Vor allem durch Augenkontakt. Sie kann selten so



Es geht nicht primär um das Tun, sondern um das Sein.



Im Gespräch mit John.

reden, dass man sie versteht. Ausser «Ja» und «Nein», welche sie mit unterscheidbaren Lauten ausdrückt, ist die Kommunikation mit Worten schwierig. Aber der Augenkontakt ist unglaublich. Es ist sehr berührend, über die Augen zu erkennen, wie sie lächelt. Der Mund verzieht sich schon leicht, aber vor allem lächelt sie mit den Augen.

Wie ist es zu diesem Kontakt gekommen? Über eine Anfrage des Heims. Häufig sind es die betreuenden Personen, die

essiert. Das andere ist effektiv der Aspekt der Berührung, der Sexualität in einem umfassenden, ganzheitlichen Sinn. Und natürlich ein bisschen Zufall.

Welcher Zufall? Ich war ein paar Jahrzehnte verheiratet, habe drei Kinder, alle über 30 Jahre alt. Vor fünf Jahren haben die Mutter meiner Kinder und ich uns getrennt. Ein Jahr später ging ich an eine erste Kuschelparty, weitere solche Anlässe folgten. Dort habe ich eine Frau kennengelernt, die gerade eine Ausbildung in Tantramassage

Ich folgte einem spontanen Impuls und habe zu ihr gesagt «Gell, das wäre schön, wenn wir jetzt zusammen in den Ausgang gehen und tanzen könnten».

wissen und erkennen, dass da ein Bedürfnis der Person vorhanden ist. Bei dieser Frau hat man gemerkt, dass sie sich nur schon über den Besuch des Hausarztes immer sehr gefreut hat.

Hauptberuflich arbeitest du seit vielen Jahren in der IT-Branche. Wie bist du dazu gekommen, nebenberuflich als Berührender zu arbeiten? Einerseits hat mich die Arbeit mit Behinderten schon immer inter-

abgeschlossen hat. Durch sie bin ich zur Tantramassage-Ausbildung (nach Tantramassagenverband, TMV) gekommen. Dadurch wiederum habe ich Leute kennengelernt, welche Sexualbegleitung anbieten. Dies konnte ich mit meinem Interesse für die Arbeit mit Menschen mit Behinderung verbinden.

Menschen mit Behinderung und Sexualität – diese Verbindung löst gesellschaftlichen

Gegenwind aus. Wie erklärst du dir das? Es sind Themen, die nahe am Tabu liegen. Für Heimleitende und Pflegenden ist es immer einfacher, davon auszugehen, dass Sexualität kein Thema ist. Aber ich glaube, das verändert sich. Vor allem durch junge Menschen, es ist schlussendlich auch eine Generationenfrage.

Wie reagiert denn deine Familie? Meine Kinder finden es gut, dass ich nebenberuflich auf einem neuen Weg unterwegs bin. Meine Eltern sind die einzigen in meinem nahen Umfeld, die nicht wissen, was ich mache... (denkt nach) zumindest bis jetzt.

Ein häufig formulierter Kritikpunkt ist, dass es in der Arbeit als Berührender für Menschen mit Behinderung nicht verständlich sei, dass es sich um eine Dienstleistung und nicht um eine Beziehung handle. Wie ziehst du diese emotionale Grenze? Das ist eine sehr wichtige Frage und eine grosse Herausforderung. Ich kommuniziere ganz offen. Ich sage von Anfang an, dass ich eine Partnerin habe, und dass eine Partnerschaft für mich nicht in Frage kommt. Ich habe mir auch das Instrument eines vertragsähnlichen Dokuments geschaffen. Da schreibe ich klar, was ich anbiete, was ich nicht anbiete, was die Klientin bzw. der Klient sich wünscht und was er oder sie nicht will, dies als Basis einer gegenseitigen Vereinbarung. Auch gibt es ein Stopp-Signal, das durch verschiedene Kommunikationscodes geäussert werden kann.

Wie können wir uns diese Kommunikation, teils ohne verbale Äusserungen, vorstellen? Die Kommunikation mit Menschen, die andere Voraussetzungen haben, wo beispielsweise Verständigung durch Sprache

praktisch unmöglich ist, ist nicht einfach. Der Schlüssel ist das Konzept der Basalen Kommunikation von Winfried Mall. Da hat sich für mich eine neue Welt eröffnet. Ich habe gelernt, mit jemandem in Kommunikation zu treten und zu schauen, was möglich ist, und wie. Man muss, vereinfacht gesagt, spüren, wie es möglich ist. Aber ich stehe damit noch ganz am Anfang.

Wir stellen uns vor, dass das seine Zeit braucht. Wie baut sich ein Vertrauensverhältnis zwischen dir und deinen Klient*innen auf, das Intimität ermöglicht? Meist werde ich von Pflegenden angefragt, zu denen die Klienten und Klientinnen Vertrauen haben. Der Erstkontakt findet zu dritt statt. Und danach machen wir einen Schritt nach dem anderen.

Wie läuft das ab? Bei der Frau mit Tetraplegie bin ich ans Bett und habe einfache Berührungen vorgenommen. Auch die Stimme ist wichtig, die Frau hört, was ich sage, und ich höre sie auch, wenn sie etwas sagen möchte. Für mich ist es zeitweise sehr schwierig, wenn ich merke, dass sie mir etwas mitteilen möchte und ich keinen Plan, wirklich keinen Plan habe, was sie mitteilen möchte (macht murmelnde/grummelnde Geräusche). Dann sitze ich da, minutenlang, und habe keinen blassen Schimmer, was das bedeuten könnte.

Was lösen solche Momente in dir aus? Ein Gefühl von Ohnmacht, das Gefühl nicht zu genügen. Da kommt dann das ganze Leistungsdenken: Ich bin doch derjenige, der dafür bezahlt wird hier zu sein. Aber ich komme an meine Grenzen.

Es ist wichtig, mit offenem Herzen hören, sehen und verstehen zu versuchen.

Es war eine Wasserschlacht, wie man es sich fast nicht vorstellen kann.



Die Intuition ist stärker, als man denkt.

Wie gehst du damit um? Ist das Scheitern nicht vorprogrammiert? Ich bringe meine Situation zum Ausdruck: «Ich höre, dass du mir etwas mitteilen möchtest, aber ich verstehe dich nicht, oder noch nicht.» Und dann darf man niemals die Intuition vergessen – und das sage ich als jemand, der an der ETH Informatik und Physik studiert hat. Wenn mir das jemand vor 30 Jahren nach dem Abschluss gesagt hätte, hätte ich dies wohl belächelt. Aber es ist erstaunlich, was möglich ist, wenn man der Intuition vertraut. Und schliesslich geht es nicht primär um das Tun, sondern ebenso um das Sein, Da-Sein.

Was kann die Intuition? Einmal sind wir aufs Thema Tanz und Ausgang gekommen. Nach einigem mich einfühlen hatte ich diesen spontanen Impuls und habe zu ihr gesagt: «Gell, das wäre schön, wenn wir jetzt zusammen in den Ausgang gehen und tanzen könnten». Da ging für sie eine Welt auf, da hat sie voller Freude gestrahlt. Auch die Pflegenden haben mir später erzählt, dass sie sehr glücklich und zufrieden gewesen sei. Es ist sehr berührend zu erleben, was Präsenz, Achtsamkeit, Zuwendung und eben Intuition erreichen können. Was möglich wird wo man denken könnte: Da ist keine Kommunikation möglich.

Das hat wenig damit zu tun, was gemeinhin als Sexualität bezeichnet wird... Es geht auch nicht primär um Sexualität, sondern darum, sich Zeit zu nehmen, den Kontakt aufzubauen, Intimität aufzubauen und Platz für Wünsche zu schaffen.



Es geht draum, sich Zeit zu nehmen.

Es ist sehr berührend zu erleben, was Präsenz, Achtsamkeit, Zuwendung und eben Intuition erreichen können.

Wie würdest du denn Sexualität in deinem Beruf mit drei Worten bezeichnen? Berührung, Lebensfreude, Verbindung.

Gibt es auch Momente in deiner Arbeit, die stärker auf Körperlichkeit fokussiert sind? Ja, zum Beispiel mit einer Klientin, die zwischen 30 und 40 Jahre alt ist, körperlich nicht behindert, aber schwer geistig beeinträchtigt – die Pflegenden haben gesagt, sie sei geistig auf dem Niveau eines Kleinkindes. Da habe ich mir dann schon zuerst überlegt, was sie von mir möchte, und inwiefern ich ihre Wünsche und Grenzen erkennen kann – wieder eine ganz neue Kommunikationssituation. Aber ich habe schnell gemerkt, dass sie verbal sehr gut «Nein» sagen kann (lacht). Zu Beginn hat sie sehr klare Wünsche geäussert, und – ich sage das jetzt in ihrer Sprache – auf ihrer Wohngruppe schon vor meinem Besuch gesagt: «John Püppi aalänge.» Aber im direkten Kontakt – und das kennt ihr sicher auch, wenn man zuerst nur schreibt oder chattet, und jemanden dann wirklich vor sich hat – da war sie dann zuerst sehr zurückhaltend.

Wie verlief der Kontakt weiter? Für einige Zeit war ich sozusagen ein normaler Besucher. Wir sind auf ihrem Sofa gesessen und haben ihr Fotoalbum zusammen angeschaut – das ist ihr Allerheiligstes. Dort sind Fotos von Bewohner*innen und Pflegenden drin. Und dann, auf einmal, gibt es eine Seite mit, sagen wir, recht expliziten Darstellungen von Männern. Auf der nächsten Seite ging es weiter mit Familie und Pflegenden. Da habe ich schon nicht schlecht gestaunt, aber das ist ihre Welt.

Kam es schliesslich zu einer körperlichen Begegnung zwischen euch? Eine Betreuerin hat die Klientin, in Absprache mit mir, gefragt, ob sie interessiert wäre, mit mir zu baden. Sie habe ganz positiv und überrascht reagiert, es sei ihr aber auch ein bisschen peinlich gewesen. Beim nächsten Besuch haben wir zusammen gebadet. Sie ist immer sehr impulsiv, hier besonders, es war eine Wasserschlacht, wie man es sich fast nicht vorstellen kann. Es war ein tolles Erlebnis, mal so in eine Berührung zu gehen.

Kannst du uns allen – aus solch schönen Momenten schöpfend – einen Rat für eine erfüllte Sexualität geben? Achtsam kommunizieren. Wahrnehmen, mit offenem Herzen hören, sehen und verstehen zu versuchen. Und auf dieser Basis einander begegnen – auf allen Ebenen, auch körperlich.

Kommuniziert unsere Gesellschaft nicht achtsam genug? Achtsamkeit im Umgang miteinander ist, gerade im Bereich der Sexualität, oder allgemeiner gesagt, der Körperlichkeit, sehr wichtig. Sexualität ist für viele Menschen reduziert auf den Genitalbereich. In unserem westlichen, modernen Verständnis hat vieles, was körperlichen Kontakt betrifft, schnell einmal mit diesem eingeschränkten Verständnis von Sexualität zu tun. Abgesehen von der Sexualität – und vielleicht teils auch in diesem Bereich – sind wir eine relativ berührungsarme, wenn nicht sogar berührungslose, Gesellschaft. Gerade hier geht es darum, sich und andere achtsamer wahrzunehmen – auch im Augenkontakt, auch in den Begrüssungs- und Verabschiedungsritualen. Dem Gegenüber zu zeigen und mitzuteilen: «Ich sehe dich». ♦

Pro-Infirmis startete 2003 ein Pilotprojekt, in welchem sie 12 Menschen zu Berührer*innen ausbilden wollten. Der Lehrgang sollte praktisches Wissen vermitteln, um sexuelle Dienstleistungen für Menschen mit Behinderungen anzubieten. Aufgrund des darauf folgenden massiven Einbruchs der Spendengelder stellte Pro-Infirmis das Projekt wieder ein. Seit 2013 bietet InSeBe (Initiative Sexualbegleitung) eine Ausbildung für Sexualbegleitung an. Die Absolvent*innen lernen, behinderte und betagte Menschen auf ihrem Weg zur persönlichen Entfaltung und zur Selbstbestimmung zu begleiten, sowie sexuell/erotische Dienstleistungen anzubieten.

John hat diese Ausbildung in den letzten Jahren absolviert und arbeitet seither als Sexualbegleiter. Er hat sich hierfür den Namen John gegeben und tritt auch im Interview damit auf, da er anonym bleiben will.

BERATUNGSSTELLE DER BERNER HOCHSCHULEN

BERATUNG
WIR UNTERSTÜTZEN SIE PROFESSIONELL BEI PERSÖNLICHEN UND STUDIENBEZOGENEN THEMEN:

- STUDIUM + CAMPUSLEBEN
- BERUFSEINSTIEG + LAUFBAHN
- PSYCHE + WOHLBEFINDEN
- LERNEN + ARBEITSTECHNIKEN

INFORMATION
BESUCHEN SIE UNSERE WEBSEITE UND BIBLIOTHEK FÜR HILFREICHE INHALTE ZU STUDIENBEZOGENEN UND PSYCHOLOGISCHEN FRAGEN.

WORKSHOPS
ZU THEMEN WIE LERNEN, ARBEITSTECHNIKEN, PRÜFUNGSITUATION, STRESSBEWÄLTIGUNG, BERUFSEINSTIEG UND MEHR.

UNSERE ANGBOTE SIND KOSTENLOS UND VERTRAULICH.

WWW.BST.BKD.BE.CH
ERLACHSTRASSE 17
3012 BERN

Kanton Bern
Canton de Berne

Beratungsstelle der Berner Hochschulen
Service de conseil des hautes écoles bernoises
Universities of Bern Counselling Centre

Der Bund
Für Leser:innen.

Das neue Youth-Abo mit 40% Rabatt!

Unser Studi-Angebot für alle unter 25 Jahren
Abonniere Qualitätsjournalismus und lese 24/7 uneingeschränkt digital.

Monatsabo Youth für 9.– statt 15.–
Jahresabo Youth für 99.– statt 165.–
Jetzt online bestellen unter ta.media/youth-bu2 oder einfach QR-Code scannen:

Mia (19) fragt:

Wo kann ich meinen Master in Cancel Culture machen?

Liebe Mia

Wie du vielleicht weisst, tut die Uni Bern jetzt ganz modern – sogar mit Tiktok-Account und Allem. Um die Studis abzuholen und sie auf die Berufe von morgen vorzubereiten, sollen Lehre und Forschung interdisziplinärer gestaltet und neue Angebote ausgetüftelt werden. Leider haben sich die beteiligten Pionier*innen dabei im Dschungel der nachhaltigen Entwicklung verirrt und andere wichtige Themen – wie die adäquate Einschätzung der Angemessenheit verschiedenster Äusserungen und Tätigkeiten sowie jeglicher Existenzen schlechthin – erhalten nicht die ihnen angemessene Aufmerksamkeit. Umso besser, dass du dich an das Expert*innenteam der bärner studizytig wendest, denn hier beschäftigen wir uns tagtäglich mit genau dieser Thematik: Was ist eigentlich noch okay? Wen gilt es zu verzeihen und wo ist Nachsicht geboten? Was muss gecancelt werden und wie funktioniert das überhaupt? Natürlich haben wir auch eine Box für interne Kritik – immerhin muss die Kultur auch untereinander im Team gepflegt werden. Aus eigener Erfahrung wissen wir: Die Thematik ist riesig und umstritten. Opfer reagieren sensibel und können Shitstorms oft nicht handlen und Ausstehende rennen schon beim Anblick der Anglizismen, die in diesem Feld zum Grundwissen gehören, schreiend davon.

In Bezug auf deine spezifische Frage muss ich dir leider mitteilen, dass die Uni Bern da wohl noch zu rückständig ist und dieses An-

gebot noch nicht besteht – wobei dies als Anlass deinerseits gesehen werden könnte, die Uni selbst zu canceln. Wir von der bsz hingegen können dir gerne die Möglichkeit eines sekundären Bildungsweges in diesem Gebiet anbieten, schliesslich ist ein Studium an der Uni ja auch nicht der Massstab aller Dinge. Bei uns in der Redaktion könntest du als Fachperson politische Korrektheit deine Versiertheit im Bereich der Zensurkultur vertiefen. Meines Erachtens kommt dies deinen Ansprüchen wohl am nächsten, wobei du als Vertreterin der Generation Z bereits viel intuitives Vorwissen mitbringst. Natürlich bist du auch als Kind deiner Zeit vor den negativen Konsequenzen des Boykott-Systems nicht vollumfänglich gefeit und müsstest dich vorab einem intensiven Resistance-Training unterziehen und die Bereitschaft aufweisen, auch mal deine eigene Meinung zu canceln. ♦

Deine Expertin – mbo

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser Expert*innenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.

Dauids Perspektive



Rätsel

wenn ig wit wäg vo
dir bi, bini zfridniger
denn je i wüünscht i
chönnst besser erklä-
rä i wett es wär nid so



Rätsel: bsz Redaktion

Welches Lied ist gesucht?
Wir übersetzen die Lyrics
des Originals auf Berndeutsch,
ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort bis am
28.10.22 an raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 2x2 Tickets
für das Theaterprojekt zum Thema
Welthunger «Hunger. Ein
Feldversuch» am 09.11.22 der
Bühnen Bern.

Viel Erfolg!

Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 14'654 Exemplaren.

Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Cyril Holtz (cyh), Jonas Fux (jof), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mara Hofer (mho), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Georg Stark (sge), Laura Godel (lmg), Désirée Draxl (déd), Maria Schmidlin (msc)

Externe

Titelseite: Mara Hofer
Illustrationen: Lisa Linder
Design & Layout: Ivie Onaiwu, Nora Brägger, Rebekka Seiz, Niklas Eschenmoser
Rätsel: bsz Redaktion
Lektorat: Sophie Thomas
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten
Druck: CH Media Print AG, Aarau

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #30:
25.11.2022

Inserate-Aannaheschluss: 18.11.2022
Erscheinungsdatum (Versand): KW 50

Adressänderungen

abo@studizytig.ch

Redaktion SUB-Seiten

Tim Röthlisberger
Florian Rudolph (flr)
Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch
Verantwortliche SUB-Vorstand: Tim Röthlisberger
tim.roethlisberger@sub.unibe.ch
Lektorat SUB-Seiten: Natascha Flückiger

Redaktion VdS-Seiten

Melea Liechti

Kontakt VdS

vds@phbern.ch
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Max Liechti

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

Alle Artikel und mehr online:
studizytig.ch

21:00 Uhr

Campus ^{SUB}

→ festival

Unitobler

Opération Zéro
Anima Dolce
Stay Illusion
SENTO
M.O.T.H.E.R. Sa

22/10/22

Tickets & Infos

Juli Lee / Dibbasey
Jerome Anthony / Tola
↳ campusfestival.ch @sub_unibe

SUB

Campus ^{SUB}

→ festival

Unitobler

Opération Zéro
Anima Dolce
Stay Illusion
SENTO
M.O.T.H.E.R. Sa

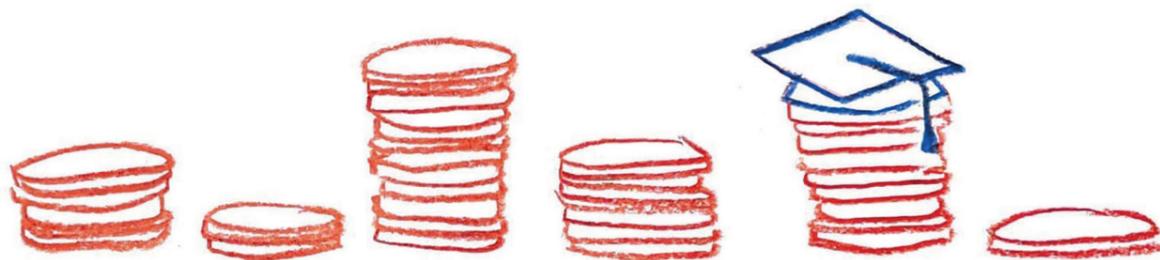
22/10/22

Tickets & Infos

Juli Lee / Dibbasey
Jerome Anthony / Tola
↳ campusfestival.ch @sub_unibe

Bildungs(un)gerechtigkeit 2022 - Ein Flug über die Stipendienlandschaft

Text: ?



Dass die Schweiz im Fussball oft die letzten Plätze belegt, ist allgemein bekannt. Doch wer hätte gedacht, dass sie es auch im Stipendienwesen tut?

Wo sollen wir beginnen? Schliesse die Augen und wähle eine Grafik aus dem VSS -Positionspapier «Studienfinanzierung & Schweizer Stipendienwesen». Die Schweiz ist auf dem letzten Platz? Wähle erneut. Schon wieder letzter Platz? Augen zu... Schon wieder?! Es ist kein schlechter Kartentrick. Abgesehen von der Tschechischen Republik (und evt. Ländern, in denen keine Daten erhoben wurden) vergibt kein anderes Land in Europa weniger Bil-

dungsbeiträge pro Studi-Kopf als die Schweiz. Und nach Griechenland sind wir auf dem zweitletzten Platz, wenn es um den Anteil der Ausbildungsbeiträge an den gesamten Bildungsausgaben geht.

Hoch die Höhe

Studierende, die nicht von ihren Eltern unterstützt werden und die Studienkosten nicht selbst tragen können, dürfen sich im Wohnkanton der Eltern auf ein staatliches Stipendium be-

werben. «Stipendien sollen die Chancengerechtigkeit verbessern und die soziale Ungleichheit im Bildungswesen verringern», so Sylvia Spring, Leiterin der Abteilung Ausbildungsbeiträge im Kanton Bern. Doch werden sie ihrem Ruf gerecht?

Dass Stipendien nicht die vollen Studienkosten decken, zeigt eine kleine Rechnung (bezogen auf den Kanton Bern): Gemäss Spring erhielt ein*e hiesige Stipendiat*in wäh-

rend des letzten Jahres durchschnittlich 9'168 Franken. *Funfact: Seit 2004 lag der Kanton jedes Jahr zwischen 600 und 2350 Franken über dem Schweizer Durchschnitt.* Auf das Jahr verteilt sind das 764 Franken pro Monat.

In Anbetracht der Tatsache, dass Studierende an der Uni Bern pro Monat für ungefähr 1'625 - 2'460 Franken aufkommen müssen (siehe Tabelle), wird klar, dass das nicht viel ist.

Monatliche Kosten für Studierende der Uni Bern

Miete	620-800
Lehrmaterial	100
Krankenversicherung & Krankheit	180-400
ÖV Tickets	100
Essen & Haushaltsutensilien	400-500
individuelle Ausgaben	100-300
Semesterbeiträge	(750-950 pro Semester)
	1'625-2'459

Monatliche «Lebenshaltungskosten» gemäss der Uni Bern, inklusive Semesterbeiträge (125-159.- pro Monat). Die SUB kommt in ihren Berechnungen auf 2'495 Franken – mit mehr Polster bei den Gesundheitskosten und durch zusätzliche Kategorien wie «Steuern», «Ferien», «Telefon» und «Internet».



Dennoch: «Die gewährten Ausbildungsbeiträge sind in der Regel existenzsichernd, da der Ausbildungsbeitrag des Kantons Bern immer den vollen Fehlbetrag der Person in Ausbildung abdeckt», sagt Sylvia Spring. Eine gesetzliche Obergrenze bezüglich der Höhe der gesprochenen Gelder habe der Kanton nicht festgelegt und decke die Lücke, welche beispielsweise die Eltern zur Finanzierung des Studiums nicht aufbringen können.

Es scheint gut... und dennoch: Dadurch, dass Stipendien einen kleinen Teil der Kosten von Schweizer Studierenden decken, muss ein grosser Teil ihrer Kosten durch eigene Arbeit oder durch die Eltern abgedeckt werden. Dramatisch gesagt: Es bedeutet die Opferung von:

- a) einem arbeitsfreien, voll-fokussierten Studium oder
- b) der Unabhängigkeit (oder gar der Emanzipation) vom Elternhaus

«Das Stipendienwesen ist sehr knapp berechnet», so Julia Wess, die im SUB-Vorstand das Ressort "Soziales" innehat. «Da kantonale unterschiedliche Regeln gelten, gibt es viel Verwirrung und unterschiedliche Bedingungen, das betrifft zum Beispiel variierende Zulassungsberechtigungen und Differenzen in den gesprochenen Maximalbeträgen.»

Stipendien go prime

In den letzten Jahrzehnten verlief die Entwicklung der Stipendienlandschaft umgekehrt proportional. Immer höhere Stipendienbeiträge pro Kopf, jedoch immer weniger Studierende mit Zugang zu einem Stipendium. Im Verhältnis zur Gesamtanzahl Studierender in der Schweiz hat sich der prozentuale Anteil Studierender, die von einem Stipendium profitieren, zwischen 2004 und 2020 halbiert (BFS).

«Überraschend ist, dass die Bildungsausgaben sich kaum entsprechend der wachsenden Studierendenzahl entwickelt haben», schreibt der VSS im aktuellen Positionspapier. Während die Anzahl Studierender zwischen 2004 und 2016 um mehr als ein Viertel gewachsen sei, war das Wachstum der Bildungsausgaben nur halb so gross. «Die Ausgaben für Stipendien sind also weniger gewachsen als die gesamten Bildungsausgaben, welche wiederum nicht mit dem Wachstum der Studierendenzahlen mitgehalten haben.»

Kurz und bündig: Die Bildungsausgaben hinken hinter dem Studierendenwachstum hinterher und anteilmässig profitieren zunehmend weniger Studierende von Stipendien.

Verschiedene Studien weisen darauf hin, dass sich vor allem Personen aus finanziell gut gestellten Familien für ein Hochschulstudium entscheiden. Doch ob die soziale Ungerechtigkeit in der Schweiz steigt, lässt sich hier nicht sagen. Es muss geklärt werden, ob

sich das Bedürfnis an Ausbildungszulagen verringert hat, oder ob die Hürden für finanzielle Unterstützung zu hoch sind.

Internationale Studierende ziehen den Kürzeren

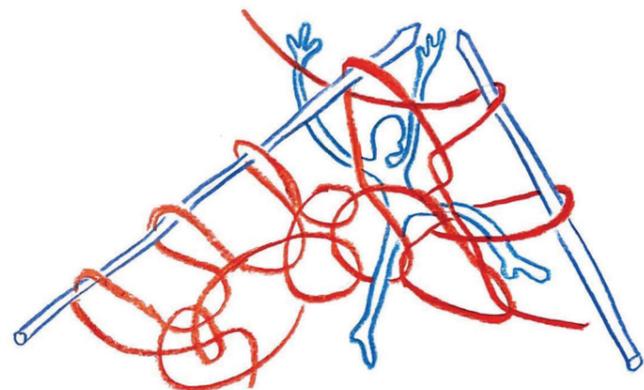
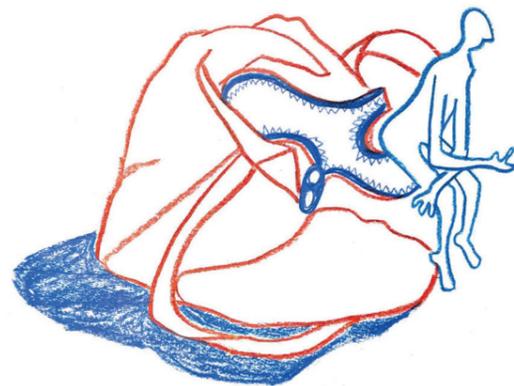
Die kantonale Förderung ist abhängig vom Wohnort der Eltern. Somit scheiden internationale Studierende bei der Vergabe aus. Ausserdem zahlen sie nicht nur 200.- mehr Semestergebühren, sie dürfen auch nur 15 Stunden pro Woche Lohnarbeit leisten und das erst nach 6 Monaten, wenn sie nicht aus der EU oder einem EFTA-Land kommen. An diesem Beispiel ist gut ersichtlich, wie Intersektionalität funktioniert. Es ist nämlich so, dass die Zugehörigkeit zu mehreren Kategorien in einer Mehrfachdiskriminierung enden kann.

Höhere Hürden, höhere Schulden

Wenn sich Menschen aus weniger wohlhabenden Familien bewusst gegen ein Studium entscheiden, warum tun sie es? Auch mit Gazmendi Noli aus dem SUB-Vorstand haben wir uns ausgetauscht. Er ist verantwortlich für das Ressort "universitäre und kantonale Hochschulpolitik" und mit ihm haben wir über Ursachen und Folgen der sich verschlechternden Stipendienlage gesprochen.

Laut Gazmendi sind die Hauptprobleme im Stipendienwesen die restriktiven und komplizierten Zulassungsverfahren und das Stigma, das den Stipendien anhaftet. Dementsprechend brauche es einen besseren Informationszugang und einen besseren Ruf. «Viele denken, dass sie den Staat ausbeuten, wenn sie Stipendien beziehen. Ich sehe das anders. Ich bin überzeugt, dass

Studierenden Utopie. Drei viertel aller Studis arbeiten hierzulande «nebenbei» (davon fast jede*r Dritte in einem Beschäftigungsgrad über 40%). Und hier stellt sich die Frage der Chancengleichheit erneut: Gehen sie der Arbeit freiwillig nach, oder haben sie ein existenzielles Problem, wenn Ende des Monats das Geld nicht auf dem Konto eingeht? Dazu ein Vergleich: Bei Studie-



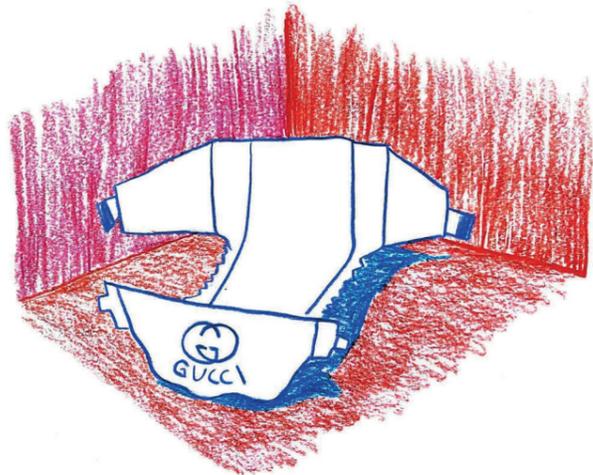
ein grosser Anteil der Studierenden durch die Maschen fällt.» Es gäbe viele Studierende, so Gazmendi, deren Eltern zu viel verdienen, um ein Stipendium zu erhalten, aber viel zu wenig, um ein Studium tatsächlich finanzieren zu können. Betroffene Studis müssten deshalb nebenbei arbeiten, ihr Studium abbrechen oder sie verschulden sich. Insgesamt könne man sagen: Die Lage der Ausbildungsbeträge habe sich verschlechtert.

renden, deren Vater oder Mutter (oder mindestens ein Elternteil) über einen Hochschulabschluss verfügt, macht die familiäre Unterstützung fast zwei Drittel ihrer «Einkünfte» aus. Bei Studierenden, deren Eltern keinen akademischen Hintergrund aufweisen, ist es hingegen weniger als die Hälfte.

Schlussendlich sind fehlende Ausbildungsbeiträge ein gesellschaftliches Problem. Wenn

Auf die Frage, ob Studierende ein Recht darauf haben sollten, ohne Lohnarbeit studieren zu können, antworten Julia Wess und Gazmendi Noli beide mit einem klaren «Ja». Nach Julia sollten sich Studis in der Erstausbildung voll auf das Studium konzentrieren können: «Das Studium ist bereits eine Vollzeitbeschäftigung. Ausserdem stellt wenig finanzieller Rückhalt auch eine psychische Belastung dar, was wiederum Einfluss auf die Studienleistung hat.»

Ein lohnarbeitfreies Studium ist aber für die Mehrheit der



Kinder finanziell von ihren Eltern abhängig sind, wird die (Unter)scheidung zwischen «Arbeiter*innen- und Akademiker*innen-Familien» stärker. Stipendien können das verhindern, indem sie sozioökonomische Differenzen abfedern und Menschen mit fehlenden finanziellen Mitteln ihr Anrecht auf Bildung gewähren. Menschen, die nicht in Haute-Couture-Pampers geboren wurden, aber vor allem Menschen, deren Eltern ihren Kindern ein Studium ermöglichen wollen, aber nicht können.

Hier noch zwei weitere Fragen, auf die wir keine Antwort geben werden: Was sollen wir vom Status Quo des Nebenjobs halten - von der erstarken Erwartung, neben dem Studium zu arbeiten? Und was macht es mit uns als Individuum, wenn wir zu den wenigen gehören, die «auf den Taschen der Eltern rumsitzen»? ♦

Sozialfonds

Der Sozialfonds der SUB, eine akute, notfallmässige Geldspritze von bis zu 5000.-, ist für Studierende in unerwarteten finanziellen Notlagen vorgesehen. Er deckt Summen, welche die Betroffenen nicht stemmen können, bis sie wieder eine andere Anlaufstelle oder Institution finden können, die für das Studium aufkommen kann. Hier geht's zur Seite des Sozialfonds der SUB:



Stipendien

Jeweils zum 30. Juni für Ausbildungsjahre mit Start im ersten Halbjahr und 31. Dezember für Ausbildungsjahre ab zweiter Jahreshälfte können Gesuche um Ausbildungsbeiträge im Wohnkanton der Eltern eingereicht werden. Die Kriterien, nach welchen Stipendien im Kanton Bern vergeben werden, sind in dieser Broschüre zu finden:



Wildnis, ein Spaziergang?

Text : Melea Liechti

Was ist Wildnis und wo erlebt man sie heute noch? Der Versuch, in der urbanen Wohnungsbau der Berner Agglo einen Überrest davon zu finden.

Wildnis. Finde mal Wildnis, mitten in einem grossen Dorf, das der Einwohner*innenzahl nach eigentlich schon eine Stadt ist! Was gibt es denn noch Wildes, wenn der Mensch bereits überall seine Häuser und Blöcke, Strassen und Leitungen hingebaut hat?

Nun selbst in der Grossstadt findet sich hie und da noch etwas Wildnis. Und auch in diesem grossen Dorf wurde ich fündig. Am Dorfrand sieht man in den Dämmerstunden ab und zu ein Reh mit seinen Jungen. Und selbst im Dorfkern lässt sich etwas Wildnis entdecken: Blumen, die nicht in Reih und Glied, sondern wild verstreut, auf den sauberen Rasen wachsen. Singvögel, die ihre Nester zum Trotz in den brav gepflegten Bäumen bauen. Enten, die vom Verkehr ungestört auf ihrem Stein mitten im Flüsschen sitzen. Sowieso sind Vögel wahrscheinlich die eine Tierart, die auch in der grössten

Grossstadt noch wild bleibt. Mal abgesehen von den Ratten, Mäusen und Käfern. Denn die Vögel besitzen etwas, das der Inbegriff von Freiheit impliziert: Flügel, um zu fliegen. Mit ihnen können sie sich unbehelligt von den menschengemachten Häusern, Strassen, Staumauern, Zuggleisen und Betonflächen fortbewegen. Vögel sind nicht an den Boden gebunden. Selbst wenn der Fluss, indem die Ente schwimmt, vom Menschen gezähmt und eingezwängt wird, kann sie doch einfach davonfliegen.

Klar, der Mensch beeinflusst auch die Lebensweise der Vögel; die Bäume und Wiesen für Nahrung und Verstecke werden rarer. Die Scheiben der glänzenden Hochhäuser verwirren und töten manchen und auch die Lichtverschmutzung stört den fein-abgestimmten Rhythmus der Natur. Doch können sich Vögel dem etwas widersetzen; sie können fortfliegen, enden nicht als überfahrene

Vögel fliegen fort und enden nicht als überfahrene Rehe auf der Autobahn.

Rehe auf der Autobahn.

Allerdings, die Wildnis hat auch ihren Preis. Dadurch, dass die Amsel wild und frei von einem Baum zum nächsten fliegen kann, nicht eingesperrt oder angekettet ist, ist sie eben auch den, manchmal brutalen, Gesetzmässigkeiten der Natur ausgesetzt. Solch ein Ereignis spielte sich kürzlich in meinem Garten ab. Jeden Tag beobachtete ich ein Amselweibchen und ein Amselmännchen, die eifrig Nah-

runge sammelten und sie wohl ihren Jungen brachten. Eines Tages sass ich draussen auf der Terrasse und arbeitete, als plötzlich eben dieses Amselweibchen direkt neben meinem Tisch flatterte. Erstaunt blickte ich auf, doch dann erfasste ich die Situation sofort. Das Amselweibchen war verletzt, und wenige Meter entfernt kam siegesgewiss eine Katze angeschlichen, die sich gerade ein zweites Mal über ihre Beute hermachen wollte. Mit Klatschen und Fauchen verjagte ich die Katze. Das Amselweibchen, durch

Wildnis hat ihren Preis.

meine Laute erschrocken, hatte sich mühsam auf einen tiefhängenden Ast des nächsten Baumes gerettet. Es zitterte am ganzen Körper. Nachdenklich beobachtete ich das arme Geschöpf. Was konnte ich denn tun? Fliegen konnte es nicht mehr, nur noch mühsam

flatternd hüpfen. Aber einfangen machte auch keinen Sinn. Schweren Herzens überliess ich die Amsel ihrem Schicksal. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie überlebt? Und was wird aus ihren Jungen? Später an diesem Tag sah ich das Amselmännchen, das im selben Baum sitzt und, so scheint es mir, verzweifelt nach seiner Partnerin ruft. Sie ist verschwunden. Die Natur ist brutal. Das ist eben Teil dieser Wildnis, die oft vergessen geht. Natur heisst auch, den Dingen ihren Lauf zu lassen, fressen und gefressen zu werden.

Allerdings fällt die Brutalität der Natur nur noch dem aufmerksamen Beobachter auf, oder der Katzenbesitzerin, deren Katze regelmässig Mäuse und Vögel nachhause bringt.

Die Wildnis ist ohne Frage zurückgewichen, ja weggedrängt worden. Die Natur ist gezähmt, niemand fürchtet sie mehr. Auch die Landschaft hat ihre «Wildheit» verloren. Überall sieht man Häuser und Strassen, kaum eine grüne Fläche ist mehr da. Abgesehen von den obligatorischen Rasenstreifen, welche die Betonblöcke säumen, und vereinzelt ein Feld, Überrest einer Landwirtschaftsgesellschaft, die schon lange dem Dienstleistungssektor gewichen ist. Auch das Feld ist keine Wildnis. Es ist gezähmte Natur. Allerdings lebt sie dort noch etwas und ist nicht verschwunden, wie dies beim Bau von Häusern, Sportplätzen und Einkaufszentren der Fall ist. Der Bauer lebt

immerhin noch ein bisschen mehr im Einklang mit der Natur, im Gegensatz zum durchschnittlichen Arbeitsmenschen.

Ein Hinweis darauf, dass der Mensch seinen Bezug zur wilden Natur verloren hat, ist schon der Titel dieses Textes. Wildnis und Spaziergang im gleichen Atemzug zu nennen ist an sich schon paradox. Wildnis ist gefährlich, Wildnis ist rau, Wildnis ist ungeplant,

Wildnis ist gefährlich, Wildnis ist rau.

chaotisch, überraschend, lauend, auch wunderschön, atemberaubend, überwältigend und aufregend. Keines dieser Adjektive würde ich mit einem Spaziergang in Verbindung bringen. Um echte Natur zu erleben, kann man nicht spazieren gehen, dafür muss man wandern, oder fahren, ein Abenteuer unternehmen. Auf die Gipfel der Alpen wandern, die Flüsse und Seen ertauchen, tief in die Wälder hinein, mit einem Auto, zu Pferd oder zu Kamel durch Wüsten, Steppen, Wälder gehen. Vielleicht mit der Transsibirischen Eisenbahn durch die rauen Weiten Russlands fahren. Spazieren in der Wildnis, in der unberührten Natur ist gefährlich. Man könnte gefressen werden wie der Vo-

gel. Oder sich verirren, sich verletzen, verhungern, und vieles mehr. Echte, tiefe, weite, unberührte Wildnis, ist kein Ort zum Spazieren.

Und doch findet sich eben ein schwacher Abglanz dieser Wildnis selbst in der grössten Grossstadt wieder. Weil die Natur doch nicht vollumfänglich zurückzudrängen ist. Man hört von den verschiedensten Tieren, die sich an ein Leben mit dem Mensch gewöhnen; Grossstadttiere, die sich dem Rhythmus der Stadt anpassen und doch ihre Wildheit behalten. Tauben, die auf den Hausdächern ihre Nester bauen. Füchse, die sich vom Abfall der Menschen ernähren. Auch in der Schweiz gibt es ab und zu grössere Tiere, die sich ihren Lebensraum zurückholen: Der Wolf, der sich von den Schafen der Bauern ernährt oder der Marder, der die Autokabel durchknabbert. Dies erinnert mich an den Roman von Franz Hohler «Die Rückerobung». Er sagt in einem Interview zu diesem Buch «Wir blenden die Natur zu stark aus und leben in einer künstlichen Welt.» Ist das so? Und werden wir bald erleben, wie sich der Spiess umdreht und nicht mehr wir die Natur verdrängen, sondern sie uns? Wohl eher unwahrscheinlich. Heute und morgen jedenfalls werde ich mich an dem Stück Wildnis in meinem Garten erfreuen – und manchmal erschrocken feststellen, dass das verklärte Bild von unberührter Natur und Wildnis auch seinen Preis hat. ♦

Echte, tiefe, weite, unberührte Wildnis, ist kein Ort zum Spazieren.

BÜHNEN BERN



FÜR STUDIERENDE

Mit Oper, Schauspiel, Ballett und dem Berner Symphonieorchester spielen die Bühnen Bern pro Spielzeit mehr als 30 Premieren, über 20 Konzerte und insgesamt rund 400 Vorstellungen. Als Student*in bis 30 Jahre erhältst du bei uns im Vorverkauf **50 % Ermässigung** auf alle Bühnen Bern-Produktionen und an der Abendkasse Tickets in allen Kategorien für **CHF 15.-**.



Das gesamte Programm: buehnenbern.ch